Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 11 — Leipzig, den 14. März — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Durch Jesus Christus erlöst: 1 — Dilettantismus — Die Geburt Christi. Kirchenoratorium von Heinrich von Herzogenberg, Text von Friedrich Spitta — Henrik Ibsen und das Gesetz der Umwandlung. Schluß — Verschiedenes: Württembergische Landessynode — Anzeigen

Durch Jesus Christus erlöst

Das Christentum erhebt den Anspruch, die Religion der Erlösung zu sein. Andre Religionen machen ihm diesen Anspruch streitig. Irgendwie muß die Erfahrung darüber entscheiden, wo die wirklich Erlösten sind. Jede Religion hat ihre Bekenner, an denen ihr Wesen in größerer oder geringerer Vollkommenheit zum Ausdruck kommt. Sie müssen etwas zu sagen wissen über die Erlösung, die sie erlebt haben, deren sie sich dauernd erfreuen, sie müssen davon Zeugnis ablegen können als von etwas Thatsächlichem. Aber auch nach außen hin, für die Nichterlösten, muß die Thatsache der Erlösung fühlbar werden, sie müssen es den Erlösten anmerken, daß diese etwas vor ihnen voraus haben, eine Befreiung von Nöten und Notwendigkeiten, unter deren Druck sie, die Nichterlösten, noch seufzen.

Diese Gedanken wurden neulich in mir sehr lebendig, als ein wackrer, der Kirche fernstehender Mann mir sagte: Ja, wenn die Christen durch Jesus Christus erlöst sind, so müßten sie doch besser sein als andre Menschen. Wenige Tage darauf hörte ich in ganz anderm Zusammenhange von einer Dame, die viel in ausgesprochen christlichen Kreisen verkehrt und selbst ausgesprochne Christin ist, die lebhafte Aeußerung: Je frömmer die Menschen sind, desto schlechter sind sie. Dazu fiel mir ein Gespräch in der Sommerfrische ein. Ich wagte auch die Aeußerung, daß es mir zu schaffen mache, wenn ich fern vom Christentum Menschen kennen lerne von einer unverkennbaren sittlichen Reinheit und Hoheit, die ich an gläubigen Christen nicht wahrnehme. Ich erregte damit den scharfen Widerspruch eines Mannes, der selbst ein treuer thätiger Christ ist; er bestritt mir einfach die Richtigkeit meiner Beobachtung. Aber ich weiß, daß die gleiche Beobachtung auch andre beunruhigt, die Christen sein wollen und im Christentum die Religion der Erlösung verehren.

Was thut man in solchem Gedankenzwiespalt? Man geht ihm nicht aus dem Wege, sondern sucht zur Klarheit durchzudringen. Man giebt sich zunächst einmal selbst Rechenschaft über das, was man an seinem Christentum hat, was man für Erlösungswirkungen von Christus her erfahren hat. Etwas muß bei solcher Selbstbefragung doch herauskommen. Und indem ich sie laut anstelle, hoffe ich, daß mir andre beispringen, wenn ich nicht mehr weiter kann.

1. Erkenntnis der Sünde

Das Erste, was ich als Erlösung empfinde und niemandem anders verdanke als Christus, ist Erkenntnis der Sünde.

Es ist schon ungeheuer viel. Es ist eine Erkenntnis, die gar nicht so am Eingang christlichen Glaubenslebens steht, wie viele meinen, oder wohl gar vorhanden sein müßte, ehe man zum Glauben kommt, als unerläßliche Vorbedingung. Ja geradezu sündhaft ist es, wie so leichthin von den Menschen Sündenerkenntnis und Sündenbekenntnis durch Prediger, Lehrer, Christen sonst verlangt wird, als wäre dies das Mindeste, das Einfachste und Selbstverständlichste von der Welt. Es ist etwas unendlich Hohes, Göttliches, es ist schon die halbe Erlösung.

Wie gut die Schulbuben einem Auskunft zu geben wissen über die allgemeine Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts! „Es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollen.“ Den Spruch wissen sie mit unfehlbarer Sicherheit schnell aufzusagen. (Mit dem nächstfolgenden, Röm. 3, 24, hapert es viel eher!) Es ist ja nun etwas Großartiges, wenn Kinder solche mächtige Wahrheiten hersagen wie das Einmaleins; es ehrt das Christentum. Aber unmöglich ists doch, daß Kinder sollten eine Ahnung haben von dem, was das ist: alle Menschen Sünder. Im Gegenteil, sie sollen das gar nicht ahnen, geschweige begreifen. Sie sollen vielmehr Menschen kennen, mehr als einen, die keine Sünder sind! Paulus sagt auch solches gar nicht von der Menschenwelt, in der von Rechts wegen ein Christenkind aufwächst, von der Welt der Erlösten, sondern von der Welt, die die Erlösung durch Christus noch nicht hatte. Von und zu Christen redet er ganz anders: Röm. 6, 17. 18. Aber solche Sprüche oder gar 1. Joh. 3, 6 und 9, die sucht man vergeblich im „religiösen Memorirstoff“ unsrer christlichen Volksschulen und in unsern Konfirmandenbüchern.

Ich erinnere mich noch sehr genau, wie ich in der Volksschule lernen mußte, daß alle Menschen Sünder seien, und da einen festen stillschweigenden Vorbehalt machte: Aber mein Vater ist kein Sünder! So sollte jedes Christenkind Menschen kennen, die es zu gleichem Vorbehalt zwingen, die als ein Bild der Rechtschaffenheit und Herzensgüte ihm rein und leuchtend vor der Seele stehn, unverlierbar, unverwischbar, fürs ganze Leben. Wohl dem Kinde, dem es so gut geworden ist; armes Kind, das unter lauter selbstsüchtigen, unerzognen Menschen, wohl gar unter Zank, Unzucht, Lastern aller Art hat aufwachsen müssen, täglich leidend durch die allgemeine Sündhaftigkeit!

Die Lehre von der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschen ist nur halbwahr für Christenkinder. Sie sollen die Macht der Erlösung auch darin erfahren, daß sie vom ersten Atemzuge an erleben: es giebt eine Freiheit von der Sünde, es giebt erlöste Menschen, und du sollst auch einer sein. Hält mans anders, und bringt man den Kindern dies Urteil bei: alle Menschen Sünder, da ist kein Unterschied — was ist die Folge? Daß die sittliche Energie gelähmt wird, daß diese furchtbare Wahrheit — denn eine solche ists doch — ihre Furchtbarkeit nur zu frühe verliert, daß sie statt zum Gewissensschrecken zum Gewissensbetäuber wird, zur bequemen Entschuldigung: wenn wir denn allzumal Sünder sind, was Wunder, daß ichs auch bin! Gott kanns nicht anders von mir verlangen; ist er billig, so wird er ein Auge zudrücken zu meiner Sünde. So denken Unzählige in der Christenheit; je kirchlicher das Volk, desto mehr. So wird ein tiefer, erschütternder Satz strengster Weltbeobachtung Schutz und Förderung leichtfertigen Wesens, ja aller erdenkbaren Bosheit.

Erkenntnis der allgemeinen Sündhaftigkeit. Verhängnisvoller Fehler, sie jedermann, jedem Kinde zuzumuten, sie als etwas Selbstverständliches zu behandeln, auch nur in der Christenheit. Als wenn solche Erkenntnis nicht eben eins von den Gütern wäre, denen man als Christ unablässig nachtrachten muß, ob man sie endlich gewinne!

Aber Erkenntnis der eignen Sündhaftigkeit? Das ist doch etwas andres? Das ist doch nicht zu viel zugemutet, auch dem Kinde nicht?

Gewiß, das übersteigt das kindliche Vermögen nicht, etwas zu erleben von Unrechtthun, bösem Gewissen u. s. w. an sich selbst. Welches Kind ist nicht einmal ungehorsam gewesen gegen Vater, Mutter, Lehrer? Da hat es hoffentlich die Wirklichkeit eines Gesetzes gefühlt, dem es untergeordnet ist, und die Macht einer Liebe, die es betrübt hat, und die es doch nicht läßt, sondern erst recht bemüht ist, es auf den richtigen Weg zu bringen. Einem solchen Kinde, dem kann man wohl früh eine Ahnung davon beibringen: es giebt einen Willen, der ist noch viel heiliger und höher, als deines Vaters und deiner Mutter Wille, den zu verletzen ist noch viel größeres Unrecht als der Ungehorsam gegen der Eltern Gebot, das ist deines Gottes Wille. Und so lieb dich Vater und Mutter haben, Gott hat dich noch viel lieber, und darum ist es so gar unrecht, ihn zu betrüben und nichts von ihm wissen zu wollen. Deinen Vater im Himmel und die heilige Ordnung, die er aufgerichtet hat, zu verachten, das ist Sünde. Das ist Trennung von dem Quell aller Gerechtigkeit und aller Seligkeit, das ist Feindschaft gegen den allmächtigen Urheber und Bürgen deines Heils, Feindschaft darum gegen deine ewige Bestimmung, dein besseres Sein — ist Selbstmord.

In diese Gedankenreihe ein Kind einzuführen, das in christlicher Umgebung aufwächst, fällt nicht schwer. Wieso aber auf allen Menschen, die nicht im Christenglauben stehen, die Sünde als unentrinnbares Verhängnis lastet, wieso auch die Christgläubigen noch immer im Kampfe mit der Sünde stehen, einem Kampfe, der nicht immer ein siegreicher ist, das kann nur im Fortschritt der Erkenntnis dem Kinde aufgehen, nicht ohne die Hilfe schmerzlichster Lebenserfahrung.

Beides aber: die Erkenntnis der eignen Sündhaftigkeit und die Wahrnehmung des allgemeinen Sündenverhängnisses — wie danken wir beides der Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist?

„Durch das Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde.“ Gewiß konnte Paulus verlangen, daß die frommen Israeliten, die das Gesetz hatten, sichs zu einem Spiegel ihrer Untüchtigkeit werden ließen, statt daß sie durch seine eifrige Befolgung sich das Reich des Messias verdienen zu können wähnten. Aber der Dienst, den irgend ein Gesetz, seis des Mose oder irgend eines modernen Sittenlehrers, uns leisten kann, daß wir unsre Unkraft spüren — der Dienst wird uns viel besser durch Jesus Christus geleistet. Laß ihn dein Gesetz sein! Werde sein Jünger! Ihm wars Speise und Freude, zu thun den Willen dessen, der ihn gesandt hatte: so sei es auch bei dir! Und nun einmal ernstlich, ohne Selbstbetrug, diesem Ziele nach! Da wirst du lernen, was Sünde ist. Wirst lernen, daß für dich eine große Kluft befestigt ist, wo für ihn Himmel und Erde ineinander flossen: Ich und der Vater sind eins.

Unseliger Zustand! Und doch preist derselbe Jesus dich selig, wenn du so weit gekommen bist, dreimal, siebenmal selig. Selig sind, die wissen, was Sünde ist, denn sie sollen ihrer Herr werden.

Sehe ich mich nun aber mit den durch Jesus fürs Sehen der eignen Sünde geschärften Augen in der Welt um — nicht mehr mit Kinderaugen, aber auch nicht mit Augen, die am Sündigen Gefallen haben, sondern mit Augen, die die Sünde aus Erfahrung kennen in ihrer ganzen Furchtbarkeit: so geht mir wohl der ganze Jammer des Menschengeschlechts auf. Ueberall Menschen, die Gott feind sind, wie ich es war, darum auf eignen Wegen ihr Heil suchen, allzumal Sünder, mangelnd des Ruhms, den sie an Gott haben sollen! Seinen Triumph feiert dies Wesen in der Tötung Jesu. Und ich rufe es laut in die Welt hinein: So soll es nicht sein! Aber niemand hört mich. Niemand will umkehren. Ists nicht zum Verzweifeln?

Nein, denn ich habe ja — Erkenntnis der Sünde. Ein Strahl ewigen reinen Lichts ist in meine Seele gefallen. Ich unterscheide Licht von der Finsternis. Ich kenne eine heilige Ordnung und die Bestimmung des Menschen in ihr. Und ich ahne, daß solche Offenbarung nur der Anfang ist eines großen vollkommnen Heils. Nicht dazu hat mir Gott den Abgrund gezeigt, an dem ich stehe, daß ich drin versinke, sondern daß ich die Brücke suche, die hinüberführt. Schon höre ich seine lockende Stimme und sehe ihn verlangend seine Vaterarme nach mir ausbreiten.

R

Dilettantismus

Die Angriffe des Freiherrn von Stumm gegen die sozialistischen Professoren und Pastoren haben Unterstützung gefunden von einer Seite, von der man es nicht erwartet hatte, nämlich seitens des Rektors der Berliner Universität. Professor D. Pfleiderer hat in einer am 8. Februar d. J. in der Tonhalle in Berlin abgehaltenen großen Studentenversammlung, die einberufen war, um gegen die von Herrn von Stumm gegen den Sozialismus der Universitäten gerichteten Angriffe Protest zu erheben, freilich für die Professoren das Recht der freien Forschung aufrecht erhalten, will aber das Hinaustragen der gewonnenen Ergebnisse in die Oeffentlichkeit erst dann gestatten, wenn sie völlig ausgereift sind und warnt insbesondre davor, sozialpolitische Fragen in dem Kreise der Studenten zur Erörterung zu bringen. Professor Pfleiderer sagte — nach der Täglichen Rundschau*) — u. a.:

Als Rektor der Universität fühle ich mich verpflichtet, das Wort zu ergreifen, um vor aller Welt auszusprechen, daß ich akademische Lehr- und Lernfreiheit auf das wärmste verteidige, daß ich aber gerade darum energisch Front mache gegen den **Dilettantismus**, der wissenschaftliche Hypothesen aus der ruhigen Atmosphäre der Hörsäle herauszieht in die politische Arena, und der durch Phraseologie ersetzt, was ihm an Verständnis fehlt; ein solcher Dilettantismus ist ein Feind der Wissenschaft. Gewiß, die echte Wissenschaft, die gelehrte Forschung, die sich auf der vornehmen Höhe des Gedankens bewegt, kann niemals der Gesellschaft gefährlich werden, aber wenn der Dilettantismus sich ihrer Sätze bemächtigt, ohne sie zu verstehen, und diese Sätze hineinwirft als Stoff der Agitation in eine urteilslose Menge, in der der oberflächliche Redner nur zu leicht den gründlichen Kenner aus dem Felde schlägt, dann können wir uns kaum wundern, wenn die Männer des praktischen Lebens bedenklich werden und sich fragen: wo soll das hinaus? . . . Dies scheint mir auch im Interesse der wissenschaftlichen Lehrer geboten, denn ich glaube nicht, daß es ihnen angenehm ist, wenn sie in ihrem schwierigen Arbeitsfelde Unberufene durch plumpes Zutappen stören. Wenigstens muß ich das aus meiner Wissenschaft schließen; wenn ich hören müßte, daß Studenten aller Fakultäten oder gar Nichtstudenten sich vereinigen, um über theologische Probleme öffentlich zu debattiren, so würde dies mir ein Gefühl der peinlichsten Beklemmung verursachen, weil ich wüßte, daß von solchem Gerede von Dilettanten schlechterdings nichts Vernünftiges herauskommen könnte, weder für die Wissenschaft noch für das kirchliche Leben, wohl aber Verwirrung und Erbitterung.

Der Redner führte dann weiter aus, daß den Studenten die erforderliche praktische Lebenserfahrung fehle, und wies darauf hin, daß in seiner Jugendzeit die Studenten freilich für die deutsche Einheit geschwärmt, aber mit der Frage, wie sie verwirklicht werden könne, sich nicht beschäftigt hätten.

Herr Professor Pfleiderer steht mir als Gelehrter und als Mensch so hoch, daß sein Urteil für mich außerordentlich wertvoll ist. Um so mehr bedaure ich, in diesem Falle eine der seinigen gerade entgegengesetzte Ansicht vertreten zu müssen; aber bei der ganz ungemeinen Wichtigkeit der Frage, insbesondre auch für die Stellung der Geistlichen zu der sozialen Bewegung, scheint es mir Pflicht, diesen gegenteiligen Standpunkt hier mit vollem Nachdruck zu vertreten. Freilich hat Pfleiderer die Geistlichen mit keinem Worte erwähnt, aber es kann, wie mir scheint, gar keinem Zweifel unterliegen, daß Tadel und Warnung sich auch auf sie beziehen soll. Mindestens fallen die von Geistlichen in immer steigendem Maße unternommenen Versuche, zu den

*) Der sachliche Teil der Rede ist inzwischen in der Protestantischen Kirchenzeitung Nr. 8, Spalte 187 ff. erschienen. Zwischen obiger Wiedergabe und dem Wortlaute besteht jedoch kein wesentlicher Unterschied.

zialen Fragen auch ihrerseits theoretisch und praktisch Stellung zu nehmen, thatsächlich unter den von Pfleiderer getadelten Dilettantismus, denn den Anspruch, als Fachmänner betrachtet zu werden, hat noch keiner von ihnen erhoben. Uebrigens hatte bekanntlich von Stumm seine Angriffe gerade gegen die Geistlichen in erster Linie gerichtet.

Nun bin ich sicher, mit Pfleiderer insoweit zusammenzugehen, als es sich — juristisch zu sprechen — um den objektiven Thatbestand handelt: die Geistlichen, die sich mit sozialpolitischer Thätigkeit befassen, werden dabei, mag nun ihr Thun objektiv als nützlich oder als schädlich zu betrachten sein, zweifellos geleitet von den edelsten, christlichsten Absichten, ja ich behaupte, daß sie geradezu dem Grundgedanken des Christentums Ausdruck geben, der Liebe, die uns zwingt, uns der notleidenden Brüder, der Armen und Hilfsbedürftigen anzunehmen. In heutiger Zeit sollte das allein schon genügen, sehr schwere Gegengründe aufzuwägen. Wie lange hat man den Vorwurf hören müssen, daß gerade die protestantischen Geistlichen Männer der Studirstube seien, dem Volke fern ständen, nur für die Wohlhabenden und Vornehmen da seien! Wie erklärt sich denn der Haß der Sozialdemokratie gegen die Kirche und ihre feindliche Stellung zur Religion anders, als daß ihr Vorwurf, Kirche und Religion wären in den Dienst des Kapitals, der besitzenden Klassen gestellt, bei der Masse der Arbeiter willig Glauben und Zustimmung findet! Wäre es da nicht schon ein kaum hoch genug zu schätzender Gewinn, wenn durch einen sonst noch so bedenklichen sozialpolitischen Dilettantismus der Geistlichen dieser Haß der breiten Massen gegen Religion und Kirche abgestumpft, die bestehende Kluft ausgefüllt und das Volk wieder für das Christentum zurückgewonnen würde? Ja würden wir nicht sogar eine Entwicklung, die Pfleiderer Beklemmung verursacht, daß das nicht theologisch gebildete Volk über theologische Probleme öffentlich debattirte, recht gern in Kauf nehmen? Ich leugne nicht, daß ich darin umgekehrt einen kaum zu hoffenden glücklichen Erfolg erblicken würde, wenn es gelänge, die Religion wieder so in den Mittelpunkt des Volksbewußtseins zu stellen, wie es zur Zeit der Reformation der Fall war, daß die Marktweiber sich über theologische Streitschriften unterhielten, auch wenn von „solchem Gerede von Dilettanten schlechterdings nichts Vernünftiges herauskommen könnte.“ Ich kann von mir persönlich behaupten, daß mein Werturteil über die Geistlichkeit ganz ungemein zu deren Gunsten umgestimmt ist, seitdem die praktischen Geistlichen mit dieser warmen Hingebung, diesem echt christlichen Eifer, die Notlage des Volkes zu bessern, sich in die soziale Bewegung hineingestürzt haben. Sie allein von allen Ständen haben sich hier den Lorbeer verdient. Ist es doch, als ob in der That der „Geist der ersten Zeiten,“ um dessen Wiedererweckung so oft gebetet wird, der Geist dessen, von dem es heißt: „es jammerte ihn des Volkes,“ auf die Erde zurückgekehrt sei, verbunden mit der Bereitwilligkeit, auf die Gunst der Großen und Mächtigen zu verzichten, ja selbst Amt und Lebensstellung daran zu geben, um dem Rufe der innern Stimme zu folgen. Es ist gar nicht so unzutreffend, die heutige soziale Bewegung in manchen Beziehungen zu vergleichen mit Perioden gesteigerten religiösen Lebens. Nicht allein auf die Arbeiter wirkt der Sozialismus mit der mystisch-transzendentalen Macht eines Evangeliums, sondern auch die andern Volksschichten werden von ihm tief in ihr Gemütsleben hinein erfaßt; und scheinen auch die entfesselten Regungen auf den ersten Blick eitel Haß und Roheit zu sein, so ist es doch kaum mehr fraglich, daß die Kräfte, die hier gelöst werden, nachdem sie lange im tiefsten Grunde der Volksseele geschlummert hatten, eine Erneuerung unsers ganzen Denkens und Fühlens im besten Sinne zur Folge haben werden.

Es ist hier nicht der Ort, diese Gedanken weiter zu verfolgen und zu begründen, denn es ist mein Zweck, das Recht des Dilettantismus zu untersuchen und gegen den Angriff Pfleiderers zu verteidigen. Aber enthält nicht schon das Gesagte eine Begründung? Es ist ja einfach unmöglich, daß die Geistlichen in ihrer Gesamtheit sich in dem Maße mit sozialpolitischen Studien beschäftigen könnten, um dem Vorwurfe des Dilettantismus entrückt zu sein; will man also auf ihre Mitwirkung nicht völlig verzichten, so muß man schon über diesen Mangel hinwegsehen. Und ist denn die soziale Frage ausschließlich eine volkswirtschaftliche, zu deren Entscheidung allein die Professoren der Nationalökonomie berufen wären? Ist sie nicht in hohem Maße eine ethische, und ist es nicht gerade von dem größten Werte, daß diese ethische Seite möglichst betont wird, um die Erörterung auf der sittlichen Höhe zu halten, die ihr gebührt, und sie vor der Entwertung und Herabsetzung zu bewahren, die darin liegen würde, wenn man sie mit sonstigen fachwissenschaftlichen Problemen auf die gleiche Stufe stellte? Von ihrer Lösung ist einfach die Existenz unsers Volkes, ja die Existenz der Welt als Kulturwelt abhängig; soll da die Gesamtheit der Gebildeten sich ihres Urteils zu Gunsten der wenigen Berufsgelehrten begeben, soll sie sogar auf die vorwärts treibende und anspornende Wirkung einer öffentlichen Erörterung verzichten, nur um nicht „die wissenschaftlichen Hypothesen aus der ruhigen Atmosphäre des Hörsaales herauszuziehen in die politische Arena“? Ich habe gelegentich mündlich gegenüber ersten Autoritäten der nationalökonomischen Wissenschaft die Forderung vertreten, daß sie zu den brennenden Fragen der Gegenwart, Verhältnis von Produktion und Konsumtion, Arbeitslosigkeit u. s. w. Stellung nehmen müßten, und darauf die Antwort erhalten, diese Fragen seien noch nicht spruchreif, sie gehörten zu den letzten Problemen, an deren Entscheidung die Wissenschaft zur Zeit noch nicht in der Lage sei, heranzutreten. Ich habe es nicht unterlassen können, diesen Standpunkt entschieden zu verurteilen. Bei rein wissenschaftlichen Fragen mag eine solche Zurückhaltung, die es abweist, sich zu äußern, bevor nicht eine unbedingt sichere Antwort gegeben werden kann, völlig am Platze sein, aber wenn auf einem eminent praktischen Gebiete, wo die Notwendigkeit der Stellungnahme geradezu brennend geworden ist, die zünftige Wissenschaft ihre Mitwirkung ablehnt, so ist es ganz unvermeidlich, daß die unzünftige und selbst der Dilettantismus sich an ihre Stelle setzt; wird die Antwort von berufner Seite verweigert, so muß sie von minder berufner, ja von ganz unberufner Seite gegeben werden, und die Spitzen der Wissenschaft würden deshalb viel richtiger handeln, wenn sie mit dem Vorbehalte, daß eine endgiltige Lösung noch nicht möglich sei, immerhin die Stellung zu diesen Fragen öffentlich einnähmen, die ihnen der heutige Stand ihrer Kenntnis gestattet.

Welches wäre denn das praktische Ergebnis des von Pfleiderer verteidigten aristokratisch-vornehmen Standpunktes? Will er das Recht eines Urteils lediglich den Professoren vorbehalten, so werden sich trotzdem zweifellos die unmittelbar Beteiligten, also Arbeiter und Arbeitgeber, nicht hindern lassen, ihre vermeintlichen Rechte zu vertreten; dann würde also allein das Element ausgeschlossen, auf dessen Mitwirkung wir umgekehrt das größte Gewicht legen müssen, nämlich die wirtschaftlich neutralen Schichten der gebildeten Kreise. Mögen die Arbeitgeber vor den Angehörigen der gelehrten Stände eine gründlichere Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse voraus haben, so fehlt ihnen doch der unersetzliche Vorzug jener, nämlich die völlige Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit infolge des Mangels eignen Interesses. Das unvermittelte Gegenüberstehen beider Interessentengruppen könnte kaum anders enden als auf dem Wege der Gewalt. Gerade die durch die unbeteiligten Kreise der Gebildeten vertretene öffentliche Meinung muß der natürliche Vermittler und Schiedsrichter sein, soll anders eine gewaltsame Lösung vermieden werden. England bietet uns hierfür das beste Beispiel: die Schreckenszeit des Chartismus wurde erst dadurch überwunden, daß die öffentliche Meinung von ihrer frühern Abneigung gegen die Gewerkvereine der Arbeiter zurück kam, in diesen umgekehrt ein wertvolles Element der sozialen Entwicklung entdeckte und nunmehr die Gesetzgebung dahin beeinflußte, dieser veränderter Anschauung Rechnung zu tragen. Auch heute noch ist es regelmäßig für einen Streik von ausschlaggebender Bedeutung, ob die eine oder die andre Partei die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen imstande ist, und diese Rücksicht wirkt wieder außerordentlich günstig zurück auf das Verhalten der streitenden Teile.

Nun ist es ja aber auch wunderbar, daß die Fachkreise, die Pfleiderer gegen die Störung ihrer Zirkel schützen will, diesen Schutz gar nicht wünschen. Die sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigungen, die sich auf verschiednen Universitäten (Göttingen, Halle, Berlin, Marburg) gebildet haben oder hatten, sind überall unter dem Einflusse und der Begünstigung der Dozenten, und zwar der nationalökonomischen Dozenten, ins Leben gerufen. Ist es nun gewiß zuzugeben, daß den Studenten manches fehlt, was bei der Stellungnahme zu jenen Fragen sehr wertvoll ist, so frage ich doch: ist es besser, den Studenten sich eine Ansicht bilden zu lassen in solchen Vereinigungen, wo nicht allein die berufenen Fachmänner in der Lage und regelmäßig auch geneigt sind, belehrend und beratend einzuwirken, und wo schon die gegenseitige Kritik und Kontrolle seitens der Vertreter der verschiednen Standpunkte die denkbar beste Garantie gegen Einseitigkeit bietet, oder in Volksversammlungen und privaten, willkürlich und zufällig zusammengewürfelten Zirkeln? Pfleiderer wird antworten, daß er die Studenten von diesen Gedankengängen und der Beschäftigung mit diesen Fragen überhaupt fernzuhalten wünsche. Aber ist das nicht ein unerreichbares Ziel? Dazu ist die geistige Atmosphäre heute viel zu stark sozial geschwängert, das stände auf gleicher Stufe mit dem Versuche, zur Zeit der Reformation den Studenten die Beschäftigung mit Luthers Schriften zu untersagen. Erfahrungen, die mir persönlich bekannt geworden sind, daß Studenten zufällig in eine sozialdemokratische Versammlung hineingeraten und als glühende Anhänger der Sozialdemokratie wieder herausgekommen sind, beweisen die Gefahren eines solchen Absperrungssystems. Aber reichen denn dazu die allgemeiner bekannten Thatsachen nicht aus? Personen wie v. Wächter, ganz zu schweigen von den vielen akademisch gebildeten jüngern sozialdemokratischen Redakteuren und Schriftstellern, sollten doch die Frage nahe legen, ob nicht viele von diesen Männern vor dem Anschlusse an jene Partei hätten gerettet werden können, wenn man rechtzeitig ihrem sozialpolitischen Interesse gesunde Nahrung geboten und es in verständige Bahnen gelenkt hätte.

Aber wäre wirklich der Absperrungsversuch nicht so aussichtslos, so bleibt immer noch die weitere Frage, ob er nützlich wäre. Aus den Studenten werden Beamte und Pastoren, die nun mit dem praktischen Leben und seinen Aufgaben sich abzufinden haben, so gut es eben gehen will. Bietet diese Stellung im Leben ihnen größere Garantien für Bildung eines gesunden Urteils, als die Studienzeit? Ich bestreite das entschieden. Ja wohl, etwas mehr praktisches Verständnis mögen sie sich allmählich aneignen, aber dagegen fehlt ihnen die Berührung mit der Theorie, die sie sich nicht mehr durch das lebendige Wort, durch Rede und Gegenrede, sondern nur noch aus Büchern verschaffen können, wobei sie also der Gefahr einer einseitigen Beeinflussung ihres Urteils weitgehend preisgegeben sind. Gerade der über alles Erwarten zahlreiche Besuch der in neuster Zeit von den verschiedensten Seiten veranstalteten sozialwissenschaftlichen Kurse liefert ja den besten Beweis für das Bedürfnis solcher im praktischen Leben stehenden Männer, die Mängel ihrer theoretischen Bildung auszufüllen, während doch zweifellos in einem Kursus von acht Tagen nicht entfernt so viel geboten werden kann, wie in der Beteiligung an einem sozialwissenschaftlichen Vereine, dessen Debatten außerdem natürlich zum Hören der bezüglichen Vorlesungen und zu weiterer wissenschaftlicher Beschäftigung mit den aufgeworfenen Fragen die wirksamste Anregung bieten.

Ich habe bisher den Pfleidererschen Standpunkt in der Weise bekämpft, daß ich dessen notwendige Ergebnisse darlegte, um so den Ausgangspunkt selbst als unhaltbar nachzuweisen. Aber diese Art der Beweisführung ist doch insofern nicht völlig befriedigend, als sie lediglich negativ ist, und es verbleibt deshalb noch die Aufgabe, gewissermaßen positiv die Berechtigung des Dilettantismus klarzustellen. Was versteht man unter diesem Ausdrucke? Etymologisch bedeutet er „Liebhaberei"; der Sprachgebrauch fügt diesem positiven Elemente noch das negative hinzu, daß die Beschäftigung nicht fach- und berufsmäßig und deshalb nicht mit der Gründlichkeit geschieht, wie man sie von Fachleuten fordert. Nun giebt es Dilettantismus auf allen Gebieten, und eine grundsätzliche Verwerfung würde also auch die Verurteilung aller der zahlreichen Personen beiderlei Geschlechts bedeuten, die sich ihr Leben durch Ausübung einer Kunst, wie Musik, Malerei u. s. w., zu erheitern suchen. Vielleicht will Pfleiderer sein Urteil nicht auf die Kunst ausgedehnt wissen, und obgleich ich nicht recht einsehe, weshalb künstlerischer Dilettantismus anders beurteilt werden könnte als wissenschaftlicher, so will ich mich doch auf diesen beschränken. Dann aber bliebe es immer tadelnswert, wenn jemand, dessen Beruf dies nicht mit sich bringt, sich in seinen Mußestunden mit sprachlichen, geschichtlichen, philosophischen Studien, ja selbst mit religiösen Fragen beschäftigte. Vielleicht wird auch hier Pfleiderer mir Mißverständnis vorwerfen, insofern er nicht die rezeptive, sondern nur die produktive Thätigkeit im Auge gehabt, es nicht habe verbieten wollen, daß jemand als Dilettant sich mit solchen Dingen beschäftigt, sondern nur, daß er sich darüber öffentlich äußert. Zunächst ist nun beides gar nicht so leicht zu trennen; aber ließe sich die Scheidung wirklich durchführen, so ist doch der Tadel Pfleiderers offenbar nicht in dieser Weise eingeschränkt. Bei den Geistlichen ließe sich noch am ehesten scheiden zwischen Studien, die man freigiebt, und praktischer oder litterarischer Arbeit, die man verbietet, obgleich doch zweifellos von seiten derer, die die Thätigkeit des Evangelisch-sozialen Kongresses, seine Beratungen, Kurse u. s. w. verurteilen, auch die hierin zum Ausdruck gelangende rein rezeptive Art der Beschäftigung verworfen wird. Aber Pfleiderer hat ja gar nicht von Geistlichen, sondern von Studenten gesprochen, auch die von ihnen gebildete sozialwissenschaftliche Vereinigung aufgelöst, und doch kann bei ihnen offenbar von einer andern Art der Beschäftigung als einer hörenden und lernenden nicht die Rede sein, denn wenn in den Versammlungen natürlich auch Studenten das Wort nehmen, um ihre Ansichten zu vertreten, so ist das doch nicht ein Heraustreten an die Oeffentlichkeit, sondern steht auf gleicher Stufe mit den Vorträgen, die sie sich gegenseitig in Seminarien oder wissenschaftlichen Vereinen halten. Der Unterschied gegen diese besteht lediglich darin, daß hier regelmäßig nur solche teilnehmen, die beabsichtigen, demnächst auf dem betreffenden Gebiete sich zum Fachmann auszubilden; aber einstweilen sind sie doch noch keine Fachleute, ihr Verständnis steht zur Zeit auf keiner höhern Stufe als das des Dilettanten, und will man ihnen gestatten, was man den sonstigen Dilettanten verbieten will, so bedeutet das, es dürfe sich nur der mit einer Wissenschaft beschäftigen, der die Absicht habe, sich in derselben zum Fachmann auszubilden.

Diese Beschränkung würde nun aber einem Gesichtspunkte von höchster Kulturbedeutung zuwider laufen, nämlich, daß jeder Mensch darauf bedacht sein soll, sein Wissen zu vervollkommnen, und daß die Arbeitsteilung der Einzelwissenschaften nichts ist als ein notwendiges Uebel, bedingt durch die Unfähigkeit des menschlichen Geistes, das ganze Gebiet des Wissens zu umfassen, daß aber das letzte, höchste Ziel dieser Teilung und Trennung nicht darin besteht, Spezialisten zu züchten, die freilich auf ihrem Gebiete Autoritäten sind, von andern aber nichts verstehen, sondern darin, Stoff für die allgemeine Menschenbildung zu schaffen. Dieser Uebergang der fachwissenschaftlichen Ergebnisse in den geistigen Säfteumlauf des Volkes ist nun aber nicht möglich, wenn die Gedankengänge, die man kennen muß, um das Ergebnis zu verstehen, ausschließliches Privilegium der Fachkreise sind, und ebensowenig ist es möglich, diesen Prozeß der Aneignung durch die Gesamtheit erst beginnen zu lassen, wenn die Fachwissenschaft mit ihrer Arbeit zu Ende und auf unantastbar gesichertem Boden angelangt ist. Denn nicht nur wird dieser Zustand niemals eintreten, sondern wollte man wirklich für einzelne Ergebnisse eine so zweifellose Gewißheit zugeben, so wird doch die Gesamtheit, wenn es ihr gestattet ist, um diese Sätze sich anzueignen, insoweit in den Gedankengang der Wissenschaft einzudringen, es sich nicht nehmen lassen, die erlangte Kenntnis nun auch dazu zu benutzen, die weniger abgeklärten Sätze in den Kreis ihrer Gedanken einzubeziehen.

Aber ist denn endlich in diesem Streben des Menschen nach Wissen, und zwar nach unvollkommnem, dilettantischem

issen auch da, wo das vollkommnere, fachmännische ihm ver-lossen ist, eine Gefahr zu erblicken? Ich kann das nur zu-ben — und damit kommen wir zu dem springenden Punkte - wenn der Dilettantismus sich nicht an die Wissen-haft anlehnen, sondern sich zu ihr in Widerspruch tzen würde. Man mag also ein Recht der medizinischen issenschaft anerkennen, sich gegen Bestrebungen wie die omöopathie zu wenden, die ihre Grundlagen angreifen, ebenso ie die Gesamtwissenschaft in allem Aberglauben mit Recht ihren odfeind sieht, da er ihre Grundvoraussetzung, die zwingende raft der logischen und empirischen Gesetze bestreitet. Aber der ilettantismus, der seine Aufgabe gerade darin sieht, von der issenschaft so viel sich anzueignen, wie es ihm irgend möglich t, verdient nicht Tadel, sondern Lob, ist nicht ein Feind der issenschaft, sondern ihr Gehilfe zur Erreichung ihres oben rörterten Kulturzweckes. Natürlich läßt es sich dabei nicht ver-neiden, daß da, wo die Wissenschaft in sich selbst noch uneinig und zweifelhaft ist, der Dilettant auch hier Stellung nehmen nuß; er wird das thun, je nachdem die von der einen oder er andern Seite vorgebrachten Gründe ihm die richtigeren u sein scheinen, und natürlich ist dies Urteil ein unvollkommnes. Aber nicht allein spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß, sofern jede wissenschaftliche Partei ihre Ansicht mit guten Gründen vertritt, der gebildete Dilettant — und um gebildete handelt es sich bei unsrer Frage — sich für die wirklich bessere und richtigere Auffassung entscheiden wird, sondern so lange die Wissenschaft selbst noch im Zweifel ist, kann darin, daß auch die Dilettanten irren, kein Uebelstand gefunden werden. Mag da jede Partei die andre zunächst auf wissenschaftlichem Gebiete zu besiegen versuchen; ist ihr das gelungen, so wird auch die Dilettantenwelt nicht anstehen, zu folgen. Die Beschränkung der Erörterung wissenschaftlicher Fragen auf die Fachkreise hat man nicht einmal damals gefordert, als man sich für sie der lateinischen Sprache bediente, um profane Ohren fern zu halten, denn selbst da ließ man doch alle diejenigen als Hörer zu, die Lateinisch verstanden, also die Gesamtheit der Gebildeten; jetzt noch weiter zu gehen und selbst diese zu dem profanum vulgus zu werfen, würde bedeuten, zu der Geheimsprache der Priesterschaft auf den ältesten Stufen der Kultur zurückzukehren. Für unsre heutige Zeit der allgemeinen Schulbildung ist das unmöglich; die Wissenschaft kann ihre höchste Kulturaufgabe nur erfüllen durch befruchtende Verbindung mit dem Dilettantismus.

W Kulemann

Die Geburt Christi

Kirchenoratorium von Heinrich von Herzogenberg,
Text von Friedrich Spitta

1

Das evangelische Straßburg, und vor allen andern die akademische Gemeinde und der akademische Kirchenchor, hat das vergangne Weihnachtsfest so besonders feierlich und fröhlich begehn dürfen, daß es Undank wäre, wollten wir das Zeugnis davon nicht auch hinaustönen lassen in alle deutschen Gaue, damit die Brüder von nah und fern davon wenigstens Nachfreude und Vorfreude mitgenießen können. An „schönen Gottesdiensten des Herrn" sind wir auch sonst nicht arm. Ein jeder der akademischen Gottesdienste, die wir — aus örtlichen Gründen leider nur alle vier Wochen — in der ehrwürdigen Thomaskirche miteinander feiern, ist in seinem ganzen Verlauf ein redender Beweis für die lebendige und lebenweckende Kraft der liturgischen Grundsätze dessen, von dem der Aufbau stammt, unsers Friedrich Spitta. Gemeinde, Chor und Geistlicher nur drei verschiedne Organe derselben Gemeinde der Erlösten, einander abwechselnd und überbietend in Lobpreis, Bekenntnis und Gebet: so wächst der ganze Gottesdienst aus einem Kern heraus als geschlossenes Ganzes, erhebend und erbauend von Anfang bis zu Ende, sodaß niemand begehrt „Liturgie" und Predigt zu unterscheiden und einander entgegenzustellen, noch weniger erst zur Predigt zu erscheinen, weil das Ganze sich gegenseitig trägt und hebt, weil alles eine Liturgie und die Predigt nur deren Teil ist. Aber der Chor hat auch noch seine besondern Ehrentage, einen in der Weihnachts-,

einen in der Passionszeit, einen dritten wohl noch im Hochsommer, wenn die akademischen Zugvögel sich zum Fluge in die Heimat anschicken. Das sind keine Konzerte, bei denen der musikalische Kenner und Feinschmecker „interessante" Musik hört, „hübsche Einzelheiten" mit Gönnermiene anerkennt und die Leistungen neuer Solisten kunstverständig abwägt; wo ein großes Publikum aus den begüterten Ständen zuhört, weil es so Mode ist und man sich einige Stunden angenehm vertreibt — beide dem Inhalt des Gehörten gegenüber gleich kalt, ja gewohnt, ihn völlig preiszugeben, als für die Kunst gleichgiltig. Es sind aber auch keine „liturgischen" (besser „musikalischen") Gottesdienste, in denen man das gesprochne Wort, sei es lediglich das feste der heiligen Schrift und der Gebetsformulare, sei es zugleich das einer kürzeren freien Ansprache, durch reichlichere musikalische Ausstattung zu festlicher Wirkung zu heben und einer einzigen Stimmung zu vollem Ausdruck zu verhelfen sucht. Es sind vielmehr gottesdienstliche Musikaufführungen: von Anfang bis zu Ende ausgefüllt mit der edeln Kunst, wie das Konzert, aber auch ganz und gar in den Dienst der Religion gestellt, bewußte und selbstempfundne Aeußerung der vor Gottes Angesicht versammelten feiernden Gemeinde, wie der Gottesdienst. Ob dabei ein einziges Werk zur Aufführung kommt oder viele Stücke auf einen Faden gereiht werden mußten: immer ist der Glaubens- und Gefühlsinhalt so geschlossen und drängt sich dem Herzen der Mitfeiernden so notwendig auf, daß sie von Anfang bis zu Ende mit andächtigem Herzen dabei sind und freudig mit einstimmen, wo die Gemeinde berufen wird, mit den Worten ihrer Kernlieder die Gesänge des Chores einzuleiten oder zu bekräftigen.

Für beides, den von der Kunst verherrlichten Gottesdienst, wie die dem Gottesdienste geweihte und in ihm aufgehende Kunst, hat es uns seit den sechs Jahren des Bestehens unsers Kirchenchores nie an Stoff aus alter wie neuer und neuster Zeit gefehlt; öfter ward uns auch das Glück zuteil, ganz neue Werke, auch wohl für uns geschriebne, zuerst aus dem Manuskript aufzuführen. Die Besten unsrer Zeit, ein Albert Becker, Arnold Mendelssohn, Friedrich Mergner, haben uns dazu aufs freundlichste ihre Beiträge dargeboten. Aber solche Festtagskost ist uns fast zum täglichen Brote geworden, seitdem Friedrich Spitta in Heinrich von Herzogenberg einen Meister gefunden hat, der diese seine Auffassung und Verwendung der Kunst in ihrem vollen Werte erkennt, und jener in diesem den verständnisvollen Dichter, der ihm immer neue, seiner Kunst würdige Gegenstände anzuweisen und darzubieten versteht. Dieser schönen Freundschaft verdankten wir in dem Winter von 1893 auf 94 den gesamten Choranteil an drei Gottesdiensten, zu Advent, Epiphanias und in der Passionszeit, edle, ergreifende Schöpfungen von großen Verhältnissen. Sie sind seitdem im Druck erschienen, und es kann größern, gut geschulten Kirchenchören nur dringend geraten werden, sie sich zu nutze zu machen, auch wo das strenge Gesetz der neuen Agende es nicht gestattet, die ganze Fülle des in jedem der drei Hefte Gebotnen in einen einzigen Gottesdienst aufzunehmen. Aber die schönste Blüte hat doch der verflossene Sommer gebracht: es ist das Werk, dessen Namen die Ueberschrift dieser Zeilen bildet, „Die Geburt Christi." Am 16. Dezember durften wir es zum erstenmale aus dem Manuskript zur Aufführung bringen, eingeübt von dem Urheber der Worte, geleitet von dem Meister, der ihnen Klang verliehen, beim Schimmer der Christbäume, vor einer Gemeinde von weit über zweitausend Köpfen, die den letzten Platz der Thomaskirche füllte. Es war ein Eindruck, wie wir ihn bei allem Schönen und Erhebenden, das uns bisher so reichlich zuteil geworden ist, doch noch niemals empfangen hatten. Das Werk wird ohne Zweifel in den nächsten Monaten im Druck erscheinen und in der Weihnachtszeit dieses neuen Jahres, wills Gott, viele Tausende erheben und erquicken. Daß niemand von denen, für die es geschrieben ist, daran vorüber gehe, dazu möchten die folgenden Zeilen ein wenig mithelfen.

2

Der eigentlichen Weihnachtsgeschichte, die natürlich wie in den alten Kirchenoratorien mit den Worten des Evangeliums

erzählt werden mußte, hat Spitta einen dunkeln Vordergrund gegeben, von dem sie sich umso strahlender abhebt, das Harren der jüdischen Gemeinde auf das zukünftige Heil. Und wiederum hat er von dem Weihnachtsevangelium aus Luk. 1, 26 ff. 2, 1—20 das letzte Stück 2, 15—20 abgetrennt, um an seiner Hand die erste Weihnachtsfreude der erlösten Menschheit zu breitem und tiefem Ausdruck zu bringen. So entstanden drei Teile: die Verheißung, die Erfüllung, die Anbetung, jeder von ganz eigentümlicher Farbe und Klang. Da es sich überall um Empfindungen handelt, die wir nicht neu zu fördern haben, sondern in die wir nur einstimmen, so wie sie uns unsre Väter seit undenklichen Zeiten in tausendstimmigem Akkord zugetragen haben, so verstand es sich von selbst, daß nicht nur dem Schriftwort, sondern auch Liedern und Weisen der Kirche und insbesondre unsers Volkes der breiteste Spielraum einzuräumen war: hier mußte alles bekannt und vertraut sein, damit Herz und Ohr das Verständnis und den Genuß nicht erst mühsam zu erarbeiten hätten, sondern von Anfang an nur Ja zu sagen und miteinzustimmen brauchten. Auch die musikalischen Mittel mußten dementsprechend einfach und leicht verständlich gewählt werden. Die Orgel zur gemeindlichen Umrahmung des Ganzen; das Harmonium zur Grundlage für Chor und Einzelstimmen; Streichorchester zur feinern Gliederung und Unterscheidung der Stimmungen aller Teile; dazu eine Oboe nur im dritten Teile, um durch ihren Schalmeienklang der Anbetung der Hirten ihr eigentümliches Gepräge zu sichern. Wie es möglich war, mit diesen überaus einfachen Mitteln solch erstaunliche Mannichfaltigkeit der Stimmung und Wirkung hervorzubringen, das ist das Geheimnis des Meisters.

Ein kurzes, kräftiges Orgelvorspiel über die erste Zeile der Choralmelodie leitet den Gesang der Gemeinde **Dies ist der Tag, den Gott gemacht** ein; der zweite Vers **Die Völker haben dein geharrt** wirft uns mit einem Schlage um zwei Jahrtausende zurück. Es ist die Zeit etwa, als die begeisterten Hoffnungen der makkabäischen Erhebung in Rauch aufgegangen, als grausame Tyrannei und elende Schacherpolitik an die Stelle des erhofften Gottesreiches getreten waren, und die Fremdherrschaft allmählich wieder ihre schwere Hand auf das Volk des alten Bundes legte. Unmittelbar nachdem der Gesang der Gemeinde des neuen Testamentes verstummt ist, thut nun die des alten, vom Chor dargestellt, ihren Mund auf zu dem ergreifenden, klagenden Ausdruck geduldigen Gottvertrauens aus Ps. 130, 5 f. Nur **eine** Stütze steht ihr noch zur Seite, die Schriftgelehrsamkeit, die die mühsam aufrecht erhaltne Hoffnung aus Gottes Wort immer von neuem nährt. Sie ruft mit den Worten Ps. 78, 1 ff., höchst feinfühlig in feierlichem Klang von vier Männerstimmen getragen, die Gemeinde in die Gotteshäuser und deutet ihr die alten Verheißungen auf die Ankunft des Erlösers. Einer nach dem andern nimmt das Wort: der Sieg des Weibessamens über die Schlange (1. Mos. 3, 15), der Stern aus Jakob (4. Mos. 24, 17), die Rute aus dem Stamme Isai (Jes. 11, 1), das Kind mit den herrlichen Namen (Jes. 9, 2 und 6 f.) steigen aus dem Dunkel der Vorzeit auf, jedes einzelne findet bei der atemlos lauschenden Gemeinde sein Echo in wunderbarem Einklang der Stimmung. Hier überbieten sich Dichter und Sänger in rühmlichem Wettkampf. Es ist ein Meisterstück der Textwahl, die Antwort der Gemeinde auf die drei ersten Weissagungen aus demselben alten, schwärmerische Sehnsucht unübertrefflich malenden Liede **O Heiland, reiß die Himmel auf** herauszugreifen.

> Hier leiden wir die größte Not,
> Vor Augen steht der bittre Tod,
> Ach komm, führ uns mit starker Hand
> Vom Elend in das Vaterland!

so klingt das Echo auf das Protevangelium;

> O klares Licht, o schöner Stern,
> Dich sähen wir von Herzen gern.
> Komm, Sonne, ohne deren Schein
> In Finsternis wir müssen sein

auf Bileams Gesicht;

> O Erd schlag aus, schlag aus, o Erd,
> Daß Berg und Thal erneuert werd!

> O Erd, hervor dies Blümlein bring,
> O Heiland aus der Erd entspring!

auf Jesaias Verheißung. Es ist nicht möglich, mit überlieferten Worten dramatischer zu reden. Aber nun die Wiedergabe. Düster und schauerlich, in weiten, überraschenden Schritten erzählt der zweite Baß von dem teuer erkauften Schlangensiege; angstvoll windet sich die Antwort des Chores um die Choralmelodie, um dann in einem Notschrei sich zu erheben. Wunderbar malt der erste Baß, wie in weiter Ferne der mildstrahlende Stern aufgeht; die Gemeinde steht wie geblendet von seinem Lichte, und während der Alt allein in warmen, ernstruhigen Tönen Wort und Weise vorträgt, finden die Uebrigen vor atemloser Verwunderung nichts als den Ausruf der ersten Zeile **O klares Licht, o schöner Stern!** den sie, ganz zart hingehaucht, wie Arabesken immer wieder um die Rede des Alts schlingen. Das Stück wird überall wie hier zu wahrem Entzücken hinreißen. Wie dann auf die Verkündigung des Davidsprosses das stürmische Verlangen in schnellen Sprüngen im $^6/_4$ Takt losbricht, sodaß man das Reis ruckweise hervorschießen, dann den Kelch der Blume milde sich entfalten **sieht**: das läßt sich nur hören, nicht beschreiben. Diese drei figurirten Sätze desselben Chorals, in ihrem himmelweit verschiednen Ausdruck, sind allein Zeugen einer Gestaltungskraft, so reich, wie sie nur selten zu finden ist. Und dabei zeichnet sie, wie alle Stücke des Werkes, eine besonders knappe, gedrungne Fassung aus, sodaß man einmal ausnahmsweis von „**himmlischer Kürze**" zu reden versucht ist und mancher Weise, nachdem sie verklungen ist, noch ein ganz klein wenig nachtrauert.

In der letzten Weissagung vereinigen sich die vier Schriftgelehrten wieder zu feierlichem Chor — alle diese Männerquartette sind durch besonders reichen, vollen Klang und eine eigentümlich geheimnisvolle, etwas fremdartige Farbe ausgezeichnet, eine herrliche Wiedergabe der ehrwürdigen Schriftgelehrsamkeit — um die überschwängliche Fülle der Ehrennamen des Friedenskönigs und seines Heiles zum würdigen Ausdruck zu bringen. Und nun faßt der Chor die Stimmung der alttestamentlichen Gemeinde in ruhigerm Strome zusammen in den herrlichen Vers: **Kommst du, kommst du, Licht der Heiden?** die schöne alte Melodie getragen von den mächtigen Tönen des Basses. Und wie die zweifelnde Frage anhebt, da schwingt sich aus Aetherhöhen ein Klang herab, eine einzige Stimme, sich auf- und abwiegend, immer tiefer herabschwebend in süßen, schwärmerischen Windungen. Die Solovioline zeichnet geheimnisvoll das Herabschweben des heiligen Geistes aus Himmelsfernen, bis in dem **Ja, du kommst und säumest nicht** schnell und kräftig die Zuversicht sich Bahn bricht. Wie dann in dem **Weil du weißt** das Gebetsringen, wie das Leiden der Flehenden, wie die Herzenshingabe an den Erlöser gemalt ist, bei der auch jener geheimnisvolle Klang in den Lüften sich wieder erhebt und verklingt: das läßt sich nur bezeugen und andeuten, nicht beschreiben.

Die neutestamentliche Gemeinde aber ist sich jetzt des ganzen, unerschöpflichen Schatzes ihres Besitzes bewußt geworden; in ernsten Tönen, tief erschüttert von dem Leide der Altvordern, und zugleich im Bewußtsein der eignen Verantwortung, bekennt sie zum Klange der Orgel **Ich lag in schweren Banden; du kommst und machst mich los** und **Das schreib dir in dein Herze, du herzbetrübtes Heer!**

3

Die ganze Fülle der Adventsgedanken ist damit ausgeschöpft; das Licht kann hereinbrechen. Und so trifft es wieder den Nagel auf den Kopf, daß der zweite Teil, **die Erfüllung**, gar keine Einleitung hat, sondern sofort mit der frohen Botschaft selber beginnt: **Der Engel Gabriel ward gesandt in eine Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth.** Wie bei Schütz und Bach ist es der Tenor, der als Evangelist den zarten, schimmernden Faden spinnt, auf den sich der zweite und dritte Teil aufreiht; wie von selbst giebt es sich, daß der Engel vom Alt, Maria vom Sopran dargestellt wird, und Joseph, wo nicht das Evangelium, sondern die Volksstimme ihn einführt, fällt dem Baß zu. Die einfachsten Naturmittel reichen eben

überall aus und werden auch alle in Anspruch genommen. Neu und klangvoll, aber einfach und natürlich, mehr, wenn ich nicht irre, an Schütz als an Bach angeschlossen, weben sich die Recitative ein, wie dort hier und da zum Arioso sich erhebend und dann sofort vom Streichquartett getragen. In kurzen Abständen ergreift der Chor als Gemeinde die Segnungen, die ihm geboten werden, und faßt das Ergebnis kräftig zusammen. Es braucht nach den bisherigen Beispielen nicht erst gesagt zu werden, daß darin nirgends Willkür, Mache, Spitzfindigkeit herrscht, sondern überall echte, untrügliche Empfindung, die sich dem Hörer mit zwingender Notwendigkeit mitteilt. Deß Namen sollst du Jesus heißen, spricht der Engel. Die alttestamentliche Gemeinde, die dem lauscht, steht noch unter dem Banne der langen Strafzeit und des Schuldbewußtseins und antwortet mit erwachender Hoffnung, kaum hingehaucht:

Jesus ist ein süßer Nam,
Den rufen wir armen Sünder an,
Dadurch wir Huld erlangen
Um all unser Sünd vergangen.
Genad, Herr, Genad,
Um all unser Sünd und Missethat!

Der Klang gemahnt an das *O klares Licht, o heller Stern!* Als aber die volle Herrlichkeit kund gethan ist: *und er wird König sein über das Haus Jakobs ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende sein*, da bricht der helle Jubel um so unwiderstehlicher hervor und schwingt sich in dem *Sei gesegnet, teures Reich!* zu einer riesigen Gewalt auf. Und damit nicht genug. Kaum ist der Engel von der Jungfrau geschieden, so überläßt sich die Gemeinde ganz der Freude und dem Dank für das himmlische Geschenk. Keine Angst, keine Leidenschaft mehr, nur noch Jubel und Seligkeit in dem herrlichen Chor nach Ernst Moritz Arndts *Erklinge Lied und werde Schall!* Hier zuerst, wie später noch einmal, bedient sich Herzogenberg des Mittels, ein Soloquartett mit dem Chor konzertiren zu lassen. Es wird damit ein entzückender Wohllaut und eine unglaubliche Fülle des Ausdrucks erreicht, zumal nun auch das Streichorchester alle seine Künste zeigt und in dem lebhaften $^3/_8$ Takt an „Nachtigallenschall“ und „Lerchenklang“ mit den Singstimmen wetteifert. Der Chor erinnert vielleicht auch andre an die schönsten Jubelchöre Händels, so eigenartig er wieder von jenen sich abhebt. Sein heller Klang übertönt selbst den einzigen liebenswürdigen Anachronismus, den der Text aufweist, das

Und singen mit den Engelein
Und singen mit der *Hirtenschar*

des letzten Verses.

Aber seinen Höhepunkt erreicht der zweite Teil und damit in genau folgerichtigem Aufbau das ganze Werk in dem nun folgenden mittlern Abschnitt, der Geburtsgeschichte. Wo der Evangelist in diesem engern Weihnachtsevangelium die Stelle *die war schwanger* erreicht, da biegt sein Gesang in hoher Lage in ein eigentümliches, geheimnisvolles Motiv ein, das von den Geigen sofort in zartestem Tone imitirt wird. Es wiederholt sich bei den Worten *daß sie gebären sollte* wiederum in Gesang und Saiten; es legt sich immer fester in das Ohr, bis es dem Hörer klar wird, daß die Worte dazu lauten: *Es ist ein' Ros' entsprungen.* Und nun lenken die Geigen, nachdem es in dem *in der Herberge* zum letztenmale aufgetreten ist, in geradezu überirdischen, bestrickenden Gängen, die sich stufenweise weiterranken, hinüber zu dem Chorgesang dieses köstlichen, von zartester Mystik erfüllten Weihnachtsliedes, das in eines jeden Herzen lebt. Es ist Herzogenberg gelungen, neben den unsterblichen Satz von Prätorius, in dessen Fassung diese Perle sonst überall geboten wird, einen eignen neuen zu setzen, der jenem an Süßigkeit, an keuscher Mystik nichts nachgiebt und doch ganz einfach, fern von aller Effekthascherei bleibt. Jene zarten Ranken des Streichquartetts verbinden auch fernerhin die einzelnen Absätze und weben dem Ganzen ein Gewand wie aus lauterm Mondenschein. Nach dem zweiten Verse des Liedes verflechten sie sich dichter, jagen und haschen sich eine Weile unruhig, bis aus dem Wirrwarr im Violoncell eine neue Weise auftaucht, sanft wiegend im $^6/_8$ Takt, immer

ruhiger und stetiger werdend, bis wir die Wiege in leiser Bewegung sehen, „das traute, hochheilige Paar“ dabeisitzend, und Maria mit den Klängen jener Weise, des alten Resonet in laudibus das köstliche, ebenso schelmische wie fromme alte „Kindelwiegen“ anstimmt:

Josef, lieber Josef mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein.

Und Josef antwortet, und nun wird das alte Volkslied ausgesponnen zu einem Duett von hinreißendem Zauber, immer unter dem Wiegengeschaukel des Violoncell, bis zum Schluß der zweiten Strophe:

Kommt herab, ihr Engelein, zum finstern Stall,
Grüßt das Kind mit Psalmen und mit süßem Schall.

Das haben die Engel gehört und grüßen nun, der Frauenchor mit dem Tenor vereinigt, *das Kind in der Krippe* mit wirklich himmlischen Harmonien. Mit den Quartetten der Schriftgelehrten gehört dieser Chor zu den höchsten Kunstleistungen des Werkes, in denen ganz ohne Grundlage alter Weisen der Meister einmal die volkstümliche Schlichtheit hinter sich läßt und die höchsten Höhen kontrapunktischer Kunst ersteigt; zugleich dürfte es für die Ausführung das schwierigste Stück des ganzen Werkes sein. Es liegt auf der Hand, wie sehr ein derartiges Heraus- und Emporheben dieser Stücke ihrer Stellung zum Ganzen entspricht.

Und nun geht der zweite Teil zu Ende mit der Verkündigung an die Hirten. Das *Ehre sei Gott in der Höhe* des Chors wird von der Orgel und von der Gemeinde aufgenommen und mächtig weiter getragen in dem herrlichen evangelischen Gloria: *Allein Gott in der Höh sei Ehr!*

4

Der Anfang des dritten Teils, der *Anbetung*, versetzt uns hinaus in die sternklare Nacht, auf das Hirtenfeld bei Bethlehem, und eine wundervolle Hirtenmusik des ganzen Orchesters unter Führung der Oboe und des Violoncell, wiederum aufgebaut auf dem Hauptthema des folgenden Liedes, versieht dabei vorzügliche Führerdienste. Ein Blinder fände bei diesen Klängen den rechten Weg. Nun aber Ehre, dem Ehre gebührt, hier haben die Kinder den Vortritt; gehts doch zu dem, der gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Es ist das alte Quem pastores laudavere, der Quempas kurzweg, der in Paul Gerhardts herrlicher Fassung: *Kommt, und laßt uns Christum ehren*, von dreistimmigem Kinderchor in drei Versen erklingt. Köstlich führt der Dudelsack der Hirten die kleinen Sänger von Zeile zu Zeile und von Vers zu Vers immer wieder an den richtigen Fleck. Es ist schwer, besonders für uns Alte, die Thränen der Rührung bei dem quellfrischen Kinderbekenntnis zu unterdrücken. Auch die Hirten stecken nun nach Bericht des Evangelisten die Köpfe zusammen und fordern sich, die Männerstimme mit einer Knabenstimme, auf, gen *Bethlehem zu gehen und die Geschichte zu sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kund gethan hat.* Man unterscheidet deutlich den schweren Tritt der Hirtenleute. Aber können sie nicht sanft gehn, so können sie doch mit ihren Lämmern um die Wette hüpfen und tanzen, und so tritt an die Stelle des altväterischen Marsches sogleich die frische Tanzweise des altböhmischen Weihnachtsliedes *Kommet, ihr Hirten, ihr Männer und Fraun*, abwechselnd von Tenor und Sopran angestimmt, vom Chor aufgenommen, von hellen Juchzern überboten, vom Dudelsack im Orchester und den Unterstimmen getragen — ein Stück von so kindlicher, ausgelassener und doch unschuldiger Fröhlichkeit, von so unwiderstehlicher rhythmischer Wirkung, daß jedem das Herz im Leibe lacht. Und da sie nun *das Kind in der Krippe liegend finden*, bricht sich der helle Jubel vollends Bahn in dem unsterblichen *Nun singet und seid froh!* Wie darin, wiederum unter Ablösung eines Soloquartetts von dem Chore, die alte, an sich schon so herrliche Melodie benutzt und ausgeweitet ist zu einem Kunstwerk von höchster Schönheit, das entzieht sich wieder jeder Beschreibung.

Der Jubel ist verstummt; sie ziehen fort und *breiten das Wort aus*; der Männerchor unter Führung einer Tenor-

stimme erzählt davon mit dem alten Liede Als ich bei meinen Schafen wacht; und der Evangelist schließt hinter ihnen das Thor der Geschichte. Diese ganze erste Hälfte des dritten Teils ist nichts andres als Ludwig Richter, in Wort und Musik gesetzt. Dieser Gedankenverbindung wird sich schwerlich jemand entziehen können, der in jenen köstlichsten bildlichen Verkörperungen der Weihnachtsbotschaft zu Hause ist. Da drängen sich die pausbackigen Kinderköpfchen vor; da kommen die Scharen der Hirten angezogen; da spielt der Vorderste eifrig und andächtig mit seiner Schalmei auf. Draußen blinken die Sterne, leuchtet die Glorie der Engel am Himmel; üppige Gewinde von Früchten und Blumen umranken das Haus. Drinnen aber liegt in himmlischem Glanze, von still andächtiger Elternliebe bewacht, das heilige Kind, dem das alles gilt, von dem das alles ausgeht. Bei manchem Christbaum wird dies Bild in schöner, sinniger Umgestaltung geleuchtet haben: es kann keine schönere Auslegung finden als diese Anbetung der Hirten in Tönen und Worten.

Damit ist das Drama zu Ende. Aber der Schluß des Evangeliums: Und die Hirten kehrten wieder um, preiseten und lobten Gott um alles, was sie gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war, zieht nun die Danksagung der an der Krippe gebornen neutestamentlichen Gemeinde nach sich. Wieder treten die Chorführer auf, aber nicht mehr als Schriftgelehrte des alten Bundes, sondern als Diener des Evangeliums, als deren erste unter der Herrschaft des allgemeinen Priestertums die schlichten Hirten berufen sind. Mit den Worten aus dem Lobgesang des Zacharias Lukas 1, 68. 69. 72. 74 treten sie nach einander hervor, und die neue Gemeinde stimmt, erst schüchtern und leise, dann immer voller und freudiger, mit ihrem Halleluja dazwischen ein, bis dann die vier Stimmen sich wieder vereinigen zu einer großartigen Gestaltung der Verse 78 und 79: Durch die herzliche Barmherzigkeit unsers Gottes, durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe, auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsre Füße auf den Weg des Friedens.

Jetzt ist die Gemeinde selber bereit, das Bekenntnis des neuen Bundes abzulegen und vereinigt sich zu dem gewaltigen achtstimmigen Doppelchor: Also hat Gott die Welt geliebt, und bald fällt auch der ganze Kinderchor ein mit der ihm zugänglichern Fassung aus Luthers herrlichem Weihnachtsliede:

Er ist auf Erden kommen arm,
Daß er unser sich erbarm
Und in dem Himmel mache reich
Und seinen lieben Engeln gleich. Halleluja!

Nachdem der Chor dahingebraust ist, setzen Orgel und Gemeinde ein und schließen die ganze Feier mit denselben Klängen, mit denen sie begonnen hat, dem Ausgang des Kinderliedes zur Weihnacht: Vom Himmel hoch da komm ich her.

5

So oft ich jenen Schlußchor mitsang, ich mußte immer wieder staunen, wie es gelingen konnte, so gewaltige Tonmassen, so tiefernste und erhabene Klänge aufzubieten und ihm doch den ganzen Schimmer, die Lieblichkeit und Klangschönheit der Weihnachtsstimmung zu erhalten. Es wäre schwer, einen würdigern Ausgang sich vorstellig zu machen: wie in dem ganzen Werke offenbart sich in ihm ein Einklang sinnlicher Schönheit, kindlicher Unschuld und innerster Frömmigkeit, der unwiderstehlich hinreißt. Und das nicht etwa nur die Mitwirkenden, die diesen Eindruck durch harte Arbeit errungen hatten, sondern nicht minder die Hörer, die ihn zum erstenmale aufnahmen. Das wurde bei keinem andern neuen Werke so laut bekannt wie bei diesem.

Denn schwer zu verstehen ist es gewiß nicht, obgleich alle Kunst der jüngsten Gegenwart dabei aufgeboten ist. Ob schwer aufzuführen? Nicht in dem gewöhnlichen Sinne der Unfangbarkeit oder großer technischer Schwierigkeiten. Auch ließen sich bei uns alle Soli aus dem Chore selbst besetzen; die einzige

Anleihe, die erwünscht schien, für den Engel Gabriel, konnte wenigstens aus der engern akademischen Gemeinde gedeckt werden. Aber wohl sind Harmonik, Rhythmik und Dynamik in dem ganzen Werke von äußerster Feinheit und verlangen von Chor und Orchester volle Herzenshingabe. Doch die wird auch niemandem schwer fallen, und so werden gewiß viele Gemeinden und Chöre sich des herrlichen Werkes bemächtigen.

Aber man darf die feste Ueberzeugung hegen, daß uns mit diesem Werke noch weit mehr zufallen wird. Der Meister, Heinrich von Herzogenberg, ist gewiß vielen unter den Lesern, auch solchen, die der edeln Musika von Herzen hold sind, nicht einmal dem Namen nach bekannt, und doch hat er nicht nur den Scheitelpunkt der menschlichen Lebensdauer bereits überschritten, sondern auch eine solche Fülle von Werken veröffentlicht — die drei Gottesdienstmusiken, von denen oben die Rede war, tragen den Vermerk op. 81 —, daß er längst als scharf ausgeprägte, allen bekannte künstlerische Größe dastehen könnte. Unter den Eingeweihten kennt man ihn recht wohl als einen Meister, der alle Mittel der Kunst mit spielender Leichtigkeit handhabt, als denkenden und geistreichen Künstler; aber daneben gilt er als herb und trocken, als grüblerisch und lehrhaft, man meint, es fehle ihm an schaffender Phantasie, an sinnlicher Schönheit. Solche Urteile werden in nichts zusammensinken vor der schimmernden Schönheit, der herzgewinnenden Innigkeit, der gesunden Körperlichkeit der Musik dieses Werkes. Es steht darin nicht allein da; schon die Totenfeier, op. 80, teilt alle diese Eigenschaften und ist das würdige Seitenstück dieses Weihnachtsoratoriums, und schwerlich werden die andern großen Werke der jüngsten Zeit, das Requiem und die Messe, dagegen abfallen. Es könnte ja sein — ich weiß es nicht —, daß auch der Meister selbst erst in reifen Jahren, erst in der jüngsten Zeit, das letzte Band zerrissen hat, das die freie Entfaltung seines Genius hemmte; aber sicher ist, daß man nun anfangen wird, auch in der ganzen Masse seiner ältern Werke Zeugnisse desselben Geistes zu entdecken, aus dem diese Meisterwerke geboren sind. Von nun an wird Mohammed nicht mehr zum Berge zu gehen brauchen, vielmehr wird der Berg zu Mohammed kommen; man wird die Mühe nicht scheuen, sich in die Werke hineinzufühlen und hineinzuleben, die man bisher nicht verstand; man wird sich von dem anerkannten Meister neue Formen des Empfindens und des Ausdrucks lehren lassen. Es wird mit Herzogenberg gehen wie mit den meisten wahren Größen, deren steile und schroffe Höhe unerstiegen bleibt, ja die Ersteigung nicht zu lohnen scheint, bis ein glücklicher Zufall eine gangbare Stelle offenlegt, und nun auch die schwierigsten Schroffen genommen werden. So ist es unter den Musikern in neuester Zeit mit Brahms und Cornelius gegangen, so unter den Malern mit Anselm Feuerbach, so unter den Dichtern mit Heinrich von Kleist und Annette von Droste. Glücklich der unter ihnen, der die Entdeckung seines Genius noch bei Leibesleben sehen darf; und auch dies Glück wird Herzogenberg nicht vorenthalten bleiben.

Aber besonders reicher Gewinn fällt unsrer evangelischen Kirche zu. Ich verglich oben die Hirtenszenen des dritten Teiles mit Bildern von Ludwig Richter. Mit diesem Meister nach dem Herzen des deutschen Volks und insbesondre des evangelischen Hauses hat auch Herzogenberg selbst einen bezeichnenden Zug gemein: er ist Katholik. Und dennoch trägt sein Werk für uns nicht den kleinsten fremden Zug; alles ist heimlich und traulich wie am eignen Herd; wie die Worte so auch die Musik aus dem innersten Kern des Christentums — wir empfinden natürlich des evangelischen — herausgeschnitzt. Es soll uns nicht demütigen, daß wir dann und wann, um die höchsten Wünsche befriedigt zu sehen, einen Griff hinüber thun müssen in die alte Kirche; es ist nur eine hocherfreuliche Erfahrung, daß sich da drüben auch heute noch wie vor zwei Menschenaltern einzelne Seelen finden, die ganz mit uns empfinden können, die sich bis ins Mark hinein von evangelischem Geiste können durchdringen lassen, ohne die Kirche, in der sie geboren sind, aufzugeben. Es wäre trostlos, wenn wir das nicht glauben dürften. Und so wollen wir hoffen, daß uns noch viel Herzerquickendes aus demselben Quell zu teil

werden möge. Ein einziger Sommermonat in der reinen Luft der Schweizer Berge hat dieses köstliche Werk gezeitigt: wer will da sagen, was wir noch alles von solchem Reichtum erwarten dürfen. Gott gebe seinen Segen dazu!

K. Budde

Henrik Ibsen und das Gesetz der Umwandlung

2

Die meisten sozialen Dramen Ibsens — die Ehe betrachtet er auch vorzugsweise unter dem Gesichtspunkte der sozialen Institution — enden, wo nicht mit einer Dissonanz, doch mit einem Fragezeichen, oder in einer Sackgasse. Neben der Absonderlichkeit seiner Symbolik ein Grund, weshalb seine Dichtungen auf die Mehrzahl selbst der Menschen, die ihm bis dahin mit Anteil folgen, eher entmutigend als aufrichtend oder gar befreiend wirken. In seinem neuesten Drama Klein Eyolf ist hierin aber eine merkwürdige Wandlung eingetreten. Karl Justi sagt in seiner unbegreiflich wenig gekannten, feinsinnigen Rede über Raffaels „Verklärung Christi“ (Leipzig, F. C. W. Vogel), es geschehe zuweilen, daß ein Künstler auf des Lebens Abstieg sich den Idealen wieder zuwende, von denen er in der Jugend ausgegangen sei; nur in vertiefter Weise. Dies kam mir bei Ibsen in den Sinn. In „Brand“ ringt er mit der tiefsten aller religiösen und speziell christlichen Fragen, ob der Mensch nicht verpflichtet sei, rückhaltlos Gut, Blut und Leben Gott zu opfern und dieselbe unbedingte Hingabe von allen, die sich Christen nennen, fordern müsse. Brand hat die Frage durch sein Leben bejaht, ohne Gott zu finden, um sie in seinem Tode zu verneinen, da ihm in der Verlassenheit der Gletscherwelt aufgeht, daß Gott ein Gott der Liebe sei, einer Liebe, die sich in Brands Forderungen nicht ein einzigesmal offenbarte, und daß Barmherzigkeit mehr sei als Opfer. Von Brand zu Klein Eyolf ist ein weiter Weg — der Dichter ist alt geworden. Der Wildbach schäumt und braust nicht mehr, schnellt keine Felsblöcke fort und spielt nicht mit entwurzelten Baumstämmen. Und doch sind es ähnliche Fragen, die der alte Ibsen an das Schicksal stellt. Ihre Lösung knüpft an die Lösung, die Brand sucht und erst bei seinem Untergang findet. In Klein Eyolf wird sie den Menschen offenbar als Kraft zum Weiterleben. Vom künstlerischen Gesichtspunkt aus fällt freilich der Vergleich nicht zu Klein Eyolfs Gunsten aus. Die Lösung erscheint, namentlich bei der Aufführung, abstrakt und nicht recht lebenswarm. In eine Stunde werden Erfahrungen gedrängt, die sich bestenfalls nur nach Jahren vollziehen können. Und doch, „das Gesetz der Umwandlung,“ das sich in Ibsen vollzogen hat, wirkt überwältigender als diese Fehler und drückt sie nieder. Der erste Akt ist dramatisch von durchschlagendem Erfolg. In dem zweiten, noch mehr in dem dritten vollziehen sich die Geschehnisse so auf allerinnerlichstem Gebiet, daß sie dargestellt nicht überzeugend genug wirken. Mehr beim Lesen — das mag man Ibsen als Dramatiker vorwerfen. Als Mensch gehört er aber zu denen, deren Gefühl durch die abstraktesten Vorstellungen entfacht wird, weil seine Verstandesüberzeugungen in seinem Gemütsleben wurzeln; er berechnet auch seine Wirkungen auf diese besondre Eigentümlichkeit und erzielt darum bei der Menge keinen Erfolg.

Alfred Allmers lebte mit seiner Stiefschwester Asta, die er als Kind mit Vorliebe Klein Eyolf genannt, nach dem Tode seiner Eltern ein innerlich beglücktes, harmonisches Dasein. Eine stille, sinnige, zum Grübeln geneigte Natur, bei der die Reflexion so überwiegt, daß auch sein Thun von des Gedankens Blässe angekränkelt erscheint. Er möchte Großes vollbringen, den höchsten Zielen nachjagen, aber seine Flügel sind wächsern und schmelzen in der Sonne. Asta, fast noch ein Kind, hat mehr Kraft und Willensstärke. Was ihr das Rechte dünkt, thut sie auch ohne Schwanken und ohne Zaudern, und wenn es gälte ihr eignes Herz aus der Brust zu reißen. So haben die Geschwister dahin gelebt. Er, zufrieden mit seinem Unterhalt und kleinen schriftstellerischen Erfolgen; sie, beglückt sein geistiges Leben zu teilen. Da tritt Rita mit ihrer „verzehrenden Schönheit“ in sein Dasein. Eine Rubenssche Gestalt, voll Kraft, Gesundheit und Lebensdrang auf dem Goldgrund des Reichtums, in heißer Liebe entflammt zu dem reinen, stillen, in sich gekehrten weltfremden Gelehrten. Geblendet von ihrer Schönheit, die ihn mehr erschreckt als entzückt, gelockt von dem Hintergrund ihrer „goldnen Berge,“ die es ihm ermöglichen, anders als bisher für Asta zu sorgen, erliegt er ihrem Zauber. Aber sie fühlt deutlich, daß sie ihn nicht ganz besitzt; daß sein innerstes Wesen nicht ihr gehört, die in erdgeborner Glut ihn an ihrem Feuer zu gleichen Flammen entzündet. Eifersüchtig auf die Gedanken, die er einer Arbeit über die menschliche Verantwortung zuwendet; eifersüchtig auf ihren armen Jungen, Klein Eyolf, der infolge eines Falles lahm geworden ist. Ja, sie mag das Kind nicht, weil sein Gebrechen ihr als steter Ankläger ihrer selbstsüchtigen Leidenschaft erscheint, namentlich in Allmers Augen. Es werden hier Abgründe und Untiefen des Seelen- und Gewissenslebens enthüllt, an deren Erschachtung sich vor Ibsen kein Dichter gewagt hat. Der einzige ausgenommen: Goethe. Nur die Methode, wenn man hier von Methode sprechen darf, ist eine völlig verschiedne. Wo Goethe verschleiert andeutet, benutzt Ibsen den ganzen Apparat moderner Technik. Er beschreibt die Gegend nicht; sie bildet nur den Hintergrund der Seelenvorgänge. Gleichsam einen Ausschnitt der Natur, wie die modernen Landschaften. Wir hören keine Monologe. Aber in den kurzen, abgerissenen Sätzen enthüllen sich uns die Menschen mit unheimlicher Genauigkeit, und in das dramatische Vorwärtseilen flechten sich sowohl stimmungsvoll lyrische, wie abstoßend naturalistische Momente. Allmers ist von einer Gebirgsreise zurückgekehrt. Er kommt aus denselben Regionen, in die sich einst Brand geflüchtet hatte. Er hat dem Tode ins Auge geschaut und sich nicht gefürchtet. Als er von seinen Wanderungen erzählt, tritt die Rattenmamsell auf; die Verkörperung der auf eine alte Jungfer übertragnen Rattenfängersage. Sie erzählt von ihren Erfolgen bei dem Rattenfang, wie gut es die Tierchen hätten, wenn sie im Wasser den Tod fänden und von allen Leiden ausruhen könnten, und bezaubert die Phantasie des armen Klein Eyolf vollständig. Die Erscheinung dieses Kindes, kränklich, lahm, mit großen, altklugen Augen, hat etwas Herzzerreißendes. Die Art, wie er zur Welt und nachher zu Schaden gekommen ist: unschuldig und belastet von der Schuld der Eltern. So hinkt er auf seiner Krücke herbei, ein Kind „zum Elend geboren, wie der Flamme Kinder [die Funken] aufwärts fliegen.“

Allmers will jetzt das Buch „von der menschlichen Verantwortung,“ an dem er so lange gearbeitet hat, nicht vollenden, sondern sich ganz der Erziehung des Kindes widmen. In den Bergen, der Einsamkeit, hat sich diese Umwandlung seiner Absichten vollzogen.

> Ich will versuchen, hineinzuleuchten in alle die reichen Möglichkeiten, die in seiner Kinderseele dämmern. Alles, was er an edeln Keimen birgt, will ich zum Wachstum bringen, — es soll Blüten treiben und Frucht tragen. Und ich will noch mehr thun! Ich will ihm helfen seine Wünsche in Einklang zu bringen mit dem, was er erreichen kann.

Aber Allmers täuscht sich auch hier über sich selbst. Er hat erkannt, daß die Lösung der Frage nach der menschlichen Verantwortung über seine Kräfte geht; aber das mag er sich nicht eingestehen. Er meint, erst jetzt sei ihm seine eigentliche Lebensaufgabe klar geworden. Er hat immer Doppelmotive, versteckt seinen Egoismus hinter hohen Worten und merkt nicht, daß ihm gerade deshalb seine Absichten fehlschlagen. Unterdes ist Klein Eyolf unbemerkt der dämonisch verlockenden Rattenmamsell nachgeschlichen; vom äußersten Rande der Landungsbrücke starrt er ihrem davoneilenden Boote wie verzaubert nach, er gleitet aus und ertrinkt. Die andern Kinder sahen ihn durch das klare Wasser mit großen offnen Augen auf dem Meeresgrunde liegen, bis ihn eine Strömung fortspülte.

Der ganze Vorgang erhält eine unheimliche Färbung durch das Hineinspielen des Legendenhaften in die Wirklichkeit. Und doch wie lebenswahr, daß das halb verrückte alte Weib diese unwiderstehliche Anziehungskraft auf den Knaben ausübt! Erschütternder ist der Eindruck dieses Unglücks auf die Eltern nicht darzustellen. Wie jeder das, worin er im Leben zu kurz gekommen ist, nun auf einmal empfindet; wie sich ihnen ihr gegenseitiges Verhältnis blitzartig dadurch erhellt; wie sie fühlen, daß sie einander nichts mehr sein können, daß das tote Kind sie einschneidender trennen wird als das lebende. Allmers, ge-

wohnt, in allem eine Verkettung von Ursache und Wirkung zu suchen, kann anfangs in dem Tode des unschuldigen Kindes, das der Rattenmamsell nie etwas zu leide gethan, absolut keine Vergeltung finden:

So grundlos das Ganze. So rein sinnlos. Und gleichwohl will die Weltordnung das haben.

Aber unter gegenseitigen Anklagen und Beschuldigungen erwächst ihnen aus der Tiefe der Schmerzen und Gewissensbisse die Erkenntnis ihrer Schuld.

Beide haben wir uns versündigt. Und deshalb war Eyolfs Tod schließlich doch eine Vergeltung.

Für Rita, weil ihre Liebe sich nicht aus dem Hörselberg erheben konnte, weil sie in selbstsüchtiger Leidenschaft den Mann mit allen Sinnen an sich fesseln wollte und auf alles und jeden eifersüchtig war, der berechtigte Ansprüche auf sein Interesse, seine Fürsorge erheben wollte. Und die Vergeltung für ihn — weil er „sie gewinnt ohne Liebe," um ihrer „goldnen Berge" willen.

Es ist schwer verständlich, wie man sich innerlich der Gewalt dieser Szene verschließen kann. Wirkt sie doch wie eine unwiderlegbare Erläuterung des Psalmwortes: Unsre unerkannte Sünde stellest du in das Licht vor deinem Angesicht.

In die Abrechnung zwischen Mann und Frau schiebt sich nun noch ein andres Motiv. Allmers will mit Asta fort aus dem Hause, weil Geschwisterliebe die einzige ist, die keiner „Umwandlung" unterworfen sei. Doch Asta hat, seit kurzem erst, aus alten Briefen ersehen, daß sie gar nicht das Recht hat, sich Allmers Schwester zu nennen; sie fürchtet sich nun gerade vor diesem Gesetz der Umwandlung und will nicht bleiben. Den geistigen Inhalt seines Lebens hat Allmers stets mit ihr geteilt; sein Bestes hat ihr allein gehört:

War die Zeit, da wir beide zusammenlebten, du und ich, nicht wie ein einziger hochheiliger Feiertag von Anfang bis zu Ende?

Ibsen erspart uns nie mit einer gewissen Grausamkeit den Nachweis, wie wenig einer aus den Fehlern des andern lernt. Denn als sie nun endgiltig von dannen zieht und schließlich wohl den Irrtum begehen wird, um sich selbst zu entfliehen, die Werbung des frischen, fröhlichen, braven Wegbaumeisters zu erhören — da ringen sich noch von Allmers Lippen die warnenden Worte an ihn los:

Sie können nämlich nicht wissen, wem Sie etwa später begegnen könnten. Unterwegs. Dem richtigen Reisekameraden. Wenn es zu spät ist. Zu spät.

Im Schlußakt sehen wir Rita und Allmers allein. Er hat nur den einen Wunsch, fort aus der Umgebung, in der ihn alles anklagt, alles anwidert. Sie möchte ihn nur halten können. Zugleich fühlt sie, daß es so wie sonst nie mehr zwischen ihnen werden kann, und in dieser immer klarer werdenden Ueberzeugung streift die Liebe zu ihrem Manne, die das beste Teil dieser kräftigen Persönlichkeit ist, den Staub von ihren Flügeln.

Rita: Eine Umwandlung geht jetzt in mir vor. Es ist ein so qualvolles Gefühl, denn es ist auch wie eine Art von Geburt.

Allmers: Das ist es. Oder eine Auferstehung. Ein Uebergang zu einem höhern Dasein.

Rita: Ja wohl, — aber das ganze, ganze Lebensglück geht dabei verloren.

Allmers: Der Verlust, der ist eben der Gewinn dabei.

Aber sie kann ihn nicht halten. Es zieht ihn in die Einsamkeit der Berge hinauf. Er rät ihr, damit sie etwas zu thun habe, das Dorf unten dem Erdboden gleich zu machen und sich so an den Kindern des rohen, verkommnen Volkes zu rächen, die keinen Versuch zur Rettung Klein Eyolfs gemacht haben. Aber hätten wir unser Leben aufs Spiel gesetzt und seine Rettung unternommen? Würden wir ihm nachgehen ins Wasser, auch wenn wir sicher wüßten, ihn droben wiederzufinden, sicher, daß es einen Gott gäbe? Auch diese Frage müssen sie beide verneinen. Sie sind „erdgebunden."

Die Umwandlung, die in Rita, deren Liebe Leben und Kraft war, begonnen hat, setzt sich bei ihr, da sie einmal zur Selbstprüfung erwacht ist, in That und Wahrheit um.

Man hat das psychologisch unrichtig gefunden. Gesteht man aber überhaupt die Möglichkeit einer innern Wandlung, einer Umkehr zu, so ist es doch nur folgerichtig, daß sie sich

bei einer auf der Wirklichkeit beruhenden Natur auch auf praktischem Gebiet vollzieht.

Sie zuerst fühlt, nun ihr Gewissen einmal erwacht ist, daß sie sich an den Leuten da unten versündigt, weil sie nichts zur Hebung ihrer Lage, ihrer Gesittung gethan haben.

Unsre Hände waren ihnen gegenüber verschlossen und unsre Herzen auch; aber sobald du mich verlassen hast, gehe ich an den Strand hinunter und nehme alle die armen und verkommnen Kinder mit herauf in unser Haus. Alle die ungezognen Jungen — an Klein Eyolfs Statt. Sie sollen in Eyolfs Stube wohnen. In seinen Büchern lesen. Mit seinen Sachen spielen. Sie sollen der Reihe nach auf seinem Stuhl sitzen bei Tisch.

Allmers: Das hört sich ja an wie der reine Wahnsinn! Ich wüßte keinen Menschen in der ganzen Welt, der sich zu so etwas weniger eignet als gerade du.

Rita: Dann muß ich mich eben selbst dazu heranbilden. Mich darin üben.

Unwillkürlich wird man hierbei an Brand erinnert, da er von Agnes verlangt, daß sie nichts von den Sachen des verstorbnen Kindchens zurückbehalten darf, daß sie auch jede liebe Erinnerung Gott opfern müsse. In Klein Eyolf liegt das religiöse Moment nicht in der Forderung des Ausreißens menschlicher Regungen und Triebe, vielmehr in ihrer Läuterung und Erhebung. Auch der Gegensatz zu Nora tritt in die Erinnerung. Sie weiß keinen andern Ausweg, als nach langer Unterdrückung das Recht ihrer Persönlichkeit voll in Anspruch zu nehmen. Sie kennt nur noch Pflichten gegen sich selbst und verläßt treulos Mann und Kinder.

Allmers: Was gedenkst du denn eigentlich für alle die verkommnen Kinder zu thun?

Rita: Zunächst muß ich wohl versuchen, ob ich ihr Lebensschicksal mildern und veredeln kann.

Allmers: Wenn dir das gelingt, dann ist Klein Eyolf nicht vergebens geboren worden.

Rita: Und auch nicht vergebens uns wieder genommen.

Allmers: Eines mußt du dir klar machen, Rita. Es ist nicht die Liebe, die dich zu alledem treibt.

Rita: Allerdings. Wenigstens jetzt noch nicht.

Allmers: Nun, was ist es denn eigentlich?

Rita: Du redetest ja so oft mit Asta von der menschlichen Verantwortung —

Allmers: Von dem Buch, das du verabscheutest.

Rita: Ich verabscheue das Buch noch immer. Ich hörte aber beständig zu, wenn du davon erzähltest. Und jetzt will ich selber weiterprobiren. Auf meine Art.

Allmers: Es ist nicht wegen des unfertigen Buchs —

Rita: Nein, ich habe noch einen andern Grund. Ich will mich einschmeicheln bei den großen, offnen Kinderaugen, weißt du?

Allmers: Vielleicht könnte ich mit dabei sein? Und dir helfen, Rita?

Rita: Wolltest du das?

Allmers: Ja, wenn ich nur wüßte, ob ich könnte.

Rita (zögernd): Aber dann müßtest du ja hier bleiben.

Allmers (leise): Versuchen wir, ob es nicht anginge.

Rita (kaum hörbar): Versuchen wirs, Alfred.

Allmers: Da steht uns ein schwerer Arbeitstag bevor, Rita.

Rita: Du wirst schon sehen, dann und wann wird Sonntagsruhe über uns kommen.

Allmers: Dann merken wir vielleicht den Besuch der Geister. — Dann sind sie vielleicht um uns, die wir verloren haben.

Rita: Unser kleiner Eyolf. Und dein großer Eyolf auch.

Allmers: Am Ende bekommen wir noch dann und wann — auf dem Lebenswege — gleichsam einen flüchtigen Schimmer von ihnen zu sehen.

Rita: Wohin sollen wir sehen, Alfred —?

Allmers: Nach oben.

Rita: Ja ja, nach oben.

Allmers: Nach oben — zu den Gipfeln hinauf. Zu den Sternen. Und zu der großen Stille.

Rita: Ich danke dir.

Es erscheint überflüssig, diesem Ausgang noch etwas hinzuzufügen. Auch das Evangelium kennt keine höhere Wahrheit, keine tiefere Lösung und Erlösung, als daß Leben erwächst aus Tod, Wiedergeburt ausreift unter Schmerzen und das Leben gefunden wird im Verlieren.

„Nach oben!" Gott wird nicht genannt. Der Gott ihrer Väter ist nicht mehr ihr Gott; den haben sie lange verloren. Aber Gott ist Geist. Daß sie dies meinen, aber nicht auszusprechen wagen, daß sie nach Gott tasten, ob sie ihn fühlen und finden möchten — wer möchte das verneinen?

Und darin liegt die That, die Ibsen in seinem neusten Werk vollbracht hat. Es kündet seine eigne Umwandlung. Aus

r Verzweiflung über die Sündenerkenntnis führt ein Weg naus zu den Brüdern und hinauf zu Gott.

Wir sehen einmal wieder Menschen, die nicht nur der eit, sondern der Ewigkeit angehören, und die den Mut finden, n Weg dahin zu betreten. Nicht in ausgefahrnen Geleisen erkommner Vorschriften, wohl aber in dem Vertrauen auf is eingeborne Gefühl, daß die Sterne in ihrem melodischen auf ein wandelloses Gesetz predigen, daß Gott nicht hier id da ist, sondern auf jedem Punkt des Universums, und daß ir ihm „in der großen Stille," wo alles eigne Wünschen hweigt, am nächsten kommen.

Hier ist „dem unbekannten Gott" ein Altar errichtet, und wird den Menschen gepredigt, nicht von den Dächern, aber on der Bühne. Denn Gott erweckt seine Propheten, wie und o er will.

Charlotte Broicher

Verschiedenes

(Württembergische Landessynode) Zu dem Artikel: „Die württembergische fünfte Evangelische Landessynode" in Nr. 2 d. J. geht uns olgende „berichtigende Ergänzung" zu:

Wegen unliebsamer Verspätung von seiten der Post erhielt ich ie ersten Januarnummern der Christlichen Welt mehrere Wochen zu pät und wurde infolgedessen erst in den letzten Tagen auf den Artikel er Nr. 2 über die württembergische fünfte Evangelische Landessynode aufmerksam. Dort wird im Blick auf die Verhandungen Eingaben von Geistlichen und Laien, die sich auf den Bekenntnisstand der Kirche beziehen, das Verhalten des Vertreters der heologischen Fakultät Professor D. Buder im besondern ind die Stellung der Tübinger Fakultät zu den jungen Theologen überhaupt einer nach meiner Ueberzeugung unbilligen ind den wirklichen Thatsachen nicht entsprechenden Beurteilung unterzogen, die ich als langjähriger Freund der Christlichen Welt ebenso wie als aufrichtiger Anhänger der neuern Theologie nicht unberichtigt lassen kann, zumal da jene Beurteilung „den allgemeinen Eindruck im Lande" wiederzugeben glaubt.

In jenem Artikel wird von Professor Buder gesagt, er habe zwar in einer frühern Sitzung die Angriffe auf die Tübinger Fakultät sowie auf den Betrieb der neuern Theologie mit einigem Geschick abgewiesen, aber als es sich um die Eingabe der Geistlichen handelte, „wußte er nichts Besseres zu thun, als den jungen Herren eine pädagogische Zensur dahin auszustellen, daß sie unreife Leute seien, die noch keine Erfahrung hätten." — Diese Darstellung entspricht nicht dem thatsächlichen Sachverhalt, auch erfreut sich die darin liegende Beurteilung keineswegs einer allgemeinen Billigung. Nach den amtlichen Protokollen sprach sich Professor Buder in einer verhältnismäßig kurzen Aeußerung dahin aus, daß er die ernsten Gewissensnöte von Studenten der Theologie nicht leicht nehme, und legte dar, wie er solchen, die sich in ihrer Not an ihn wenden, in ähnlicher Weise beichtväterlichen Rat zu geben pflege, wie er ihn einst von Professor Beck erhalten habe. Nachher bemühte er sich thatsächlich, den Gewissensbedenken junger Geistlichen dadurch entgegenzukommen, daß er (gemeinsam mit Hieber und Genossen) den leider abgelehnten Antrag einbrachte, es möchte das Verpflichtungsformular für Geistliche dahin abgeändert werden, daß diese, statt auf den „evangelischen Lehrbegriff, wie derselbe vorzüglich in der Augsburgischen Konfession enthalten ist," künftig „auf die Grundwahrheiten des evangelischen Glaubens, so wie sie vornehmlich in der Augsburgischen Konfession enthalten sind," verpflichtet würden. — Dann allerdings sprach er auch sein Bedauern darüber aus, daß unter den Unterzeichnern der Eingabe so sehr viele junge Geistliche seien; „wie können so junge Geistliche, die erst ein Jahr Vikar gewesen, aus Erfahrung des Lebens und des Amtes reden?" Er habe beim Lesen der Namen manchmal den Kopf geschüttelt, wenn er sich diesen oder jenen Unterzeichner vor das Auge gestellt habe. Er sei der Letzte, ehrliche Gewissensnöte leicht zu nehmen. Man könne sie freilich nicht abnehmen, wohl aber erleichtern, dazu möchte er die Hand bieten, aber er könne sich nicht überzeugen, daß es bei allen, bei Geistlichen und Laien nur diese Gewissensnöte seien. — Das mag nun allerdings für manchen Unterzeichner eine „bittere" Wahrheit gewesen sein, aber doch eine Wahrheit, die manchem Freunde der jungen Theologen und der neuern Theologie schon lange auf dem Herzen und den Lippen lag, und die ein Mann wohl aussprechen durfte, der als Ephorus des theologischen Stifts aus jahrelanger gewissenhafter Beobachtung seine Pappenheimer ziemlich genau kennt; dazu eine recht heilsame Wahrheit, deren ernste Beherzigung ebenso im Interesse einer tüchtigen, innerlich persönlichen Entwicklung unsrer jungen Theologen, wie im Interesse eines unbehelligten Fortschritts der theologischen Wissenschaft und des ungestörten Verlaufs des kirchlichen Gemeindelebens gleichermaßen aufs dringendste zu wünschen ist. Buder hat bei diesen Worten nicht bloß in der Synode Beifall gefunden, sondern auch in solchen Kreisen ist man ihm von Herzen dankbar dafür, wo warmes Interesse an unsrer theologischen Jugend Hand in Hand geht mit der Zustimmung zu der neuern Theologie.

Uebrigens vertrat Professor Buder im wesentlichen den gleichen Standpunkt wie der in jenem Artikel mit so reichem Lob bedachte Vertreter der Oberkirchenbehörde, Prälat von Wittich. Bei seiner Dar-

legung der „milden und weitherzigen Grundsätze des Kirchenregiments" unterließ er es doch nicht, darauf hinzuweisen, daß es auch nach seiner Meinung nicht immer Gewissensbedenken seien, die die Abneigung gegen kirchenamtliche Thätigkeit verursachen, daß diese außer in dogmatischen Bedenken auch nicht selten begründet sein dürfte in den mancherlei Schranken, die das Pfarramt dem Diener der Kirche hinsichtlich der Geselligkeit und des Lebensgenusses auferlegt. Ueberdies gelte es vor allem die Berücksichtigung der Gemeindebedürfnisse. Ausdrücklich erklärte er es für eine „seltsame" Behauptung der Denkschrift, „die oberste Vertretung der Kirche habe nichts darnach zu fragen, was der Gemeinde lieb sei." Dagegen betonte er, so lange die neuen theologischen Anschauungen noch nicht Gemeinbesitz des größern Teils der Kirchengenossen geworden seien, dürfe das Kirchenregiment die Diener der Kirche vom Bekenntnis der Väter nicht lossprechen. Sonst kämen wir zuletzt dahin, daß wir zwar eine Oberkirchenbehörde und eine Anzahl modern theologisch geschulter Pfarrer, aber keine Kirche, keine Gemeinde mehr hätten.

So suchte auch Wittich den Feuereifer der Petenten abzukühlen und sagte unter anderm so ziemlich dasselbe wie Buder, „nur mit ein bischen andern Worten."

Noch ein Wort zu der die Tübinger Fakultät betreffenden Aeußerung: „Die jungen Theologen werden sich merken, daß sie bei der Fakultät keine Stütze haben, obwohl sie dieser ihre Ketzereien verdanken. Man rührt in Tübingen keinen Finger um die ehemaligen Schüler und läßt sie in entscheidender Stunde im Stich." — Unbillig scheint mir, einem den akademischen Kreisen völlig Fernstehenden, auch dieses Urteil, weil es in zweifacher Hinsicht zu viel verlangt. Einmal ist es der Beruf der akademischen Lehrer, in die wissenschaftliche Erkenntnis des Christentums einzuführen; es liegt deshalb Gott Lob! außer ihrem Beruf, mit Hilfe ihrer von der Universität abgehenden Schüler ihre Theologie im kirchlichen Leben durchzuführen. Solche Beeinflussung wäre so ziemlich das Schlimmste, was unsrer Kirche überhaupt begegnen könnte. Christliche Gemeinden sind keine theologischen Schulen. Sodann ist es allerdings eine edle Gabe, wenn es ein theologischer Lehrer versteht, auch der Gewissensrat seiner Schüler zu werden, aber der Mangel derselben verdient keinen Tadel. Ohnedies hat ja gewiß Professor Buder vollkommen Recht, wenn er darauf hinweist, daß sich Gewissenskämpfe einigermaßen erleichtern, aber von keinem Lehrer abnehmen lassen, und wir fügen bei, daß aus jenen Kämpfen, je gründlicher, stiller und selbständiger sie durchgekämpft werden, ein um so größerer Gewinn erwachsen mag sowohl für die Betreffenden selber wie für die Kirche, der sie dienen.

Aber nicht bloß unbillig scheint mir jenes Urteil über die Fakultät, sondern geradezu unverständlich. Unverständlich ist mir eine solche Abhängigkeit, in die dadurch die jungen Kirchendiener für ihr kirchliches Wirken von ihren frühern akademischen Lehrern gestellt werden. Eine in tüchtigem theologischem Studium errungne Ueberzeugung verdankt doch nicht ihre etwaigen „Ketzereien" dem akademischen Lehrer, sonst bestünde sie ja der Hauptsache nach in dem unfreien Schwören auf die Verba magistri. Der rechte Student läßt sich vom rechten Lehrer zu selbständigem Nachdenken und zu freier Erkenntnis führen; dann aber ist es ihm nicht möglich, nachher den bösen Lehrer verantwortlich zu machen für das, was sich ihm als Wahrheit erprobt hat, und was er dem Geiste der Wahrheit verdankt. Sonst würde man ja in der Wissenschaft nicht der Wahrheit, sondern Götzen dienen.

Im Einverständnis mit manchen Freunden, die der Kirche gewissenhaft dienen möchten und doch auch das Panier freier theologischer Arbeit hochzuhalten sich bestreben, und die fürchten, daß ein allzu jugendliches Pochen auf kirchliche Reformen eine freiheitliche Entwicklung der Kirche mehr hemmen als fördern möchte, ist diese berichtigende Ergänzung niedergeschrieben worden. Es wird aus ihr jedenfalls hervorgehen, daß es in jenem Artikel unter allen Umständen zu viel gesagt war, daß die in ihm niedergelegte Beurteilung der Tübinger theologischen Fakultät und speziell ihres Vertreters in der Synode den „allgemeinen Eindruck im Lande" wiedergebe.*)

Mezger

*) Da mir die Kenntnis württembergischer Verhältnisse und Stimmungen durchaus abgeht, enthalte ich mich jeder Aeußerung zu den beiden auseinandergehenden Meinungen, muß nur mein Verwundern aussprechen, daß ein in weitern Kreisen vorhandner Widerspruch gegen jenen Artikel in Nr. 2 so lange Zeit keinen öffentlichen Ausdruck gefunden hat. Den Herrn Einsender trifft deswegen kein Vorwurf, sein spätes Hervortreten ist ja hinlänglich begründet. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 11 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zu Ostern event. früher. Wiederaufnahme von Töchtern guten Hauses zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche,** Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Deutsche evangelisch-reformirte Gemeinde zu Frankfurt a. M.

Durch Wahl der kontribuirenden Gemeindeglieder soll demnächst eine Pfarrstelle besetzt werden. Das Presbyterium lädt eine Anzahl der Bewerber zu Gastpredigten ein und schlägt den Wählern vier Kandidaten vor.

Die näheren Bedingungen werden auf Wunsch mitgeteilt.

Bewerber von gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung, für die Predigt begabt, in selbständiger Ausrichtung des Pfarramtes schon geübt, wollen bis zum 25. März ihre Meldungen einreichen. Zeugnisse und ein kurzer Lebenslauf sind der Meldung beizufügen.

Frankfurt a. M., Februar 1895

Das Presbyterium
Rotekreuzgasse 12

Für ein j. Mädchen aus guter Familie, m. tücht. Schulbildung, in Handarb. geübt, wird Stelle ges. Dass. würde auch gern bei d. Schulaufgaben der Kinder, sowie beim Musikunterricht helfen. Gehalt nach Uebereinkunft. Familien-Anschluß Hauptsache. Gef. Off. bef. d. Exp. d. Bl. sub **F E B**

Ev. **Geistliche und cand. theol.** werden auf d. **Ornatgeschäft** (Talare, Baretts, Bäffchen, Ornatkoffer u. s. w.) **der Pastorwitwe J. Dilloo, Berlin, Dorotheenstr.** 24 aufmerksam gemacht. Empfehl. d. H. Hofpred. **Kritzinger,** Hinderſinstr. 7; Anerkennungen von vielen Geistlichen. Gute Arb. mit Hilfe tücht. Facharbeiter, prompte Bedienung, gediegne Stoffe, billige Preise. Prosp. u. Stoffprob. gratis.

Cand. theol. (2 Examen best.) sucht Stellung als Prädikant. Angeb. unter **J. 11** an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Berlin W. 8.**

Junge Dame (musikal.), im Haushalte nicht unerfahren, wünscht zur weitern Ausbildung für $^1/_2$ bis 1 Jahr Aufnahme in gebild. Fam. (am liebsten bei ältern Pfarrersleuten) als Stütze der Hausfrau oder Gesellschafterin ohne gegenseitige Vergütung. Gef. Offerten sub **Pfarrer M.** an die Expedition der Christlichen Welt.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Im zweiter Aufl. erschien:

Donovan.
Lebensgeschichte eines Engländers aus unsern Tagen
von
Edna Lyall.
Autorisirte Uebersetzung
von
E. Bagge.
Ein starker Band 472 S., geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.
Leipzig, Georg Wigand.

Vergl. Christliche Welt 1893. Nr. 17 und 18.

Korbflaschen
zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae &c. Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Soeben erschienen: **Antiquariats-Katalog 51** (Bibliotheca evang.-theol. V). **Hierin eine gr. Anzahl besserer theolog. Bücher zu billigen Preisen** (Biblioth. d. † Past. emer. Kornmann, Dresden), ca. 1700 Nrn.
v. **Zahn & Jaensch, Antiquariat,** Dresden, Schloßstr. 24.

Thorwaldsen: Segnender Christus.
35 — 48 — 56 cm
3.— 7.50 10.—M. o. Porto u. Kiste.
Vorzügl. Ausführung in Elfenbeinmasse.
Theol. Antiquariat.
Hugo Rothers theol. Buchhandlung (Martin Warneck) Linkstraße 4 **Berlin W. 9**
Kruzifixe in großer Auswahl.
Christl. Unterhalt.-Litt.
Gebrannte Sprüche in verschied. Größ. (z. B. 30:50 cm) Preis 6—10 Mk.
Jeder Spruch wird in 2—3 Tagen angefertigt.

---

* Zahlreiche **freiwillige** Anerkennungsschreiben, nicht eingeforderte, wie dies sonst meist üblich. *

Auch diesmal ist das Tuch zur Altar- und Kanzelbekleidung zu unserer vollen Zufriedenheit ausgefallen. 18. Februar 1894. P.., Pastor, R.. bei Priemhausen.

Anzug- u. Ueberzieherstoffe
für Herren und Knaben,
Altar- und Kanzeltuch
in den stilgemäßen Farben,
echt und reinwollen,
gediegenes Fabrikat
versendet direkt an Private zu **billigsten** Preisen
Th. Herrmann,
Sagan Nr. 34 (Schlesien).

Besten Dank für heut empfangene Sendung. Mit Ihnen kann doch niemand konkurriren. Ihre Sachen sind wirklich ausgezeichnet und dabei billig. 4. April 1894. P.., Pastor, E.. (Holstein)

* Reichhaltige Musterauswahl frei! *

Zu verkaufen
zu beigesetzten mäßigen Preisen:

Luthers sämtliche deutsche und lateinische Schriften. Erlanger Ausgabe. 108 Bde. 1826—86. Geb. . . . . für **136 Mk.**
Langes Bibelwerk. Altes und neues Testament. 36 Tle. in 13 Bdn. 1857—77. Hldr. statt 177.80 Mk. . . . . . . für **90 Mk.**
— do. 36 Tle. in 16 Bdn. Neueste Aufl. (nur Bd. 5 u. 19 in vorletzter Aufl.). 1866—93. Hfz. statt 177.20 Mk. . für **120 Mk.**
Starke, Synopsis. 8 voll. Lpz. 1745—59. Prachtexempl. in Schweinsleder . . . . für **70 Mk.**
Fürst, Librorum sacrorum Vet. Test. concordantiae hebr. et chald. Geb. . . . . für **50 Mk.**
Gesenius, novus thesaurus. Ed. II. 3 voll. 1829—58. Geb. statt 57 Mk. . . . . für **25 Mk.**
Tromius, Concordantiae graecae. 2 voll. Amstel. 1718. Hldrbde. m. T. Schönes unbeschn. Exempl. . . . . für **80 Mk.**
Ranke, Weltgeschichte. 9 Origbde. statt 184.50 Mk. . für **110 Mk.**
Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon. 5 Bde. 1867—80. Hfzbde. statt 150 Mk. . . . . für **75 Mk.**
Friedlaender, Sittengesch. Roms. 5 Aufl. 3 Bde. 1881. Hocheleg. rot Hlnbde. m. T. Sehr schönes Exempl. statt 44 Mk. für **30 Mk.**
Kunst für Alle, hrsg. v. Fr. Pecht. Jahrg. I—V. 1886—90. Origlnbde. Sehr schönes Exempl. . . . . für **60 Mk.**
Schlechtendahl-Hallier, Flora v. Deutschland. Neueste Aufl. 30 Bde. Eleg. Origbde. Sehr schönes Exempl. statt 269.50 Mk. für **150 Mk.**
Montesquieu, Oeuvres. Nouv. éd. 5 vols. in 4°. Paris 1788. Alte Kalbldrbde. Prachtexempl. . . . . für **21 Mk.**

Lagerkataloge gratis!

Alfred Lorentz
Antiquariat Leipzig Kurprinzstr. 10

Vorzügliche Konfirmationsgeschenke!

Werke von **L. Schneller,** Pastor in Köln, früher in Bethlehem

Apostelfahrten. Wanderungen durchs heilige Land zur Oster-, Pfingst- und Apostelzeit. Mit zahlreichen Illustrationen. Preis brosch. 4,80 Mk., eleg. geb. 6 Mk. (4. Aufl.)

Kennst du das Land? Bilder aus dem gelobten Lande zur Erklärung der heiligen Schrift. Preis brosch. 5 Mk., eleg. geb. 6,20 Mk. (11. Aufl.)

Evangelienfahrten. Bilder aus dem Leben Jesu in der Beleuchtung des heiligen Landes im Anschlusse an die Sonntagsevangelien. Preis brosch. 5,80 Mk., eleg. geb. 7 Mk. (4. Aufl.)

Die Vorzüglichkeit dieser Werke noch besonders hervorzuheben, dürfte unnötig sein; das Urteil aller Rezensenten geht dahin, daß die Schnellerschen Bücher so recht Bücher sind, um unsre gebildeten Kreise dem Evangelium wieder näher zu bringen; sie sollten in keinem Hause fehlen.

J. Ziegler, Wer bist du, mein Sohn? Grüne Blätter für meine Söhne aus unserm Knabeninstitut. I. Bd. eleg. geb., Preis 3,20 Mk.

J. Ziegler, Grüne Blätter für meine Söhne aus unserm Knabeninstitut. II. Bd. eleg. geb. Preis 3,20 Mk.

Dieses Buch liest sich reizend und eignet sich besonders als Konfirmationsgeschenk für Knaben. Ein Buch von bleibendem Wert, in dem Christentum und Humor ist.

P. Heisterbergk, Kommunionbuch für Konfirmanden und junge Christen. Preis geb. 0,80 Mk., eleg. geb. m. Goldschn. 1 Mk.

Ein ganz treffliches Büchlein, aus dem junge Christen großen Segen schöpfen werden.

Verlag von H. G. Wallmann in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig